



Neues aus der Stiftung

- 10 Jahre Betreutes Einzelwohnen S. 3
- Aus der Masse in die Medien – ITB vom 16.3. bis 20.3.2002 S. 4
- Durch Fortuna nach Bad Bevensen S. 5
- Bewungener Winter S. 6
- Sport in der Stiftung S. 7

Das Thema

- Schulzeit – Lernzeit? S. 8
- Schule und Behinderung S. 9
- Meine Schulzeit und weitere Ausbildung S. 10
- Meine Schulzeit S. 11
- Erinnerungen an meine Schulzeit S. 13
- Rotlichtbestrahlung S. 14
- Drei Zwerge – drei Lesemethoden S. 18
- Meine Schulzeit in den 70er Jahren S. 19
- Jedes Kind ist unterschiedlich – zur Entstehung von Integrationsschulen S. 20

Im Brennpunkt

- Teilhabe vor Fürsorge S. 24
- Es ist unmöglich, zweimal in denselben Fluss zu steigen S. 26
- Die mit dem Telebus tanzen S. 28
- Qualitätsmängel im Telebusbetrieb S. 29
- Nachgefragt S. 30
- Kann und darf menschliches Leben patentiert werden? S. 31
- Unnötige Hindernisse für sehbehinderte Besucher S. 32

Forum

- Es ist normal, verschieden zu sein S. 33
- Komische Oper – komisch S. 35
- Niemals aufgeben S. 36

Leben & Lesen

- Helen Keller und Anne Sullivan S. 37
- Behinderte Menschen und Persönliche Assistenz S. 39

Tipps & Termine

- Kongress: Vernetzt arbeiten in der Praxis S. 40
- Veranstaltungshinweise S. 41
- Was finde ich wo: Adressen von Abteilungen der Bezirksämter S. 43

Persönliches

- Musik als Lebensinhalt S. 45

Lehrer sein kann jeder, denn jeder war ja mal in der Schule. Nicht wirklich jeder. Denn manche Menschen hatten als Kinder Einzelunterricht erhalten, andere waren gar nicht behindert und hatten dennoch eine Zeit lang Sonderbeschulung. Verschiedene Erfahrungen aus verschiedenen Jahrzehnten.

Welche Auswirkungen hat die Schulzeit? Manche halten lange Freundschaften, andere kennen niemanden aus dieser Zeit. Wenn Integration in der Schule eines bewirken kann, dann sicher die Chance sich gegenseitig kennen zu lernen, Beziehungen natürlich und unverkrampft entwickeln zu können. Denn man begegnet sich im Alltag. Dann muss es später nicht heißen: „Schade, dass ich keine Klassenkameraden hatte!“ Ganz unterschiedliche Erfahrungen lesen Sie im Thema „Schule und Behinderung“. Ein wenig wissendes Schmunzeln bei der Lektüre wünscht Ihnen

Ihr Redaktionsteam

Impressum

WIR

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktion:

Thomas Golka/Ursula Hartung/Helga Hofinger

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 030-769700-27; Fax: -30

email: golka.fdst@fdst.de

Internet: www.fdst.de

Redaktionelle Mitarbeit:

Sean Busenius

Gestaltung/Titel:

bleifrei Medien + Kommunikation, Sabine Knauf

Druck: Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 16. Mai 2002

Fotos: Benzelrath, Hurlin, Golka, Hofinger, Hartung, Archiv FDS, Gordan, Görn, Turber, Schmidt.

Illustration: Sabine Knauf

10 Jahre Betreutes Einzelwohnen

Die „Abteilung zur Unterstützung des selbstbestimmten Lebens“ feiert Geburtstag

Das Betreute Einzelwohnen der Fürst Donnersmarck-Stiftung feierte Mitte April seinen 10. Geburtstag. Zu diesem Anlass kamen rund 60 Gäste in die Villa Donnersmarck – darunter derzeitige und ehemalige Bewohner, Mitarbeiter sowie Vertreter der anderen Stiftungsbereiche.

Zwar wurde die erste Bewohnerin schon im Juli 1991, also vor etwas mehr als zehn Jahren aufgenommen, doch es ging nicht darum, „die Wiederkehr eines ganz bestimmten Tages zu feiern, sondern das Ergebnis einer über zehn Jahre währenden erfolgreichen Arbeit zu würdigen“, sagte Frau Moltrecht, Leiterin des Ambulant Betreuten Wohnens, in ihrer Festrede.



Die „Abteilung zur Unterstützung des selbstbestimmten Lebens“ (O-Ton Geschäftsführer Herr Schrödter) bietet Menschen mit Behinderung weitreichende Chancen zu selbstständiger und unabhängiger Lebensführung. Knapp 40 Bewohner nutzen mittlerweile das Angebot von Begleitung und Assistenz in den eigenen vier Wänden. Ursprünglich kamen die Betreu-



ten aus den Wohngemeinschaften der Stiftung und aus dem Fürst Donnersmarck-Haus. „In den letzten Jahren kommen auch immer mehr Bewohner zu uns, die vorher nicht in Betreuungsbereichen der Fürst Donnersmarck-Stiftung gelebt haben“, stellte Frau Moltrecht fest. Der Aufbau des Betreuten Einzelwohnens sei Ausdruck der konsequenten Weiterentwicklung des Stiftungsziels „Wege zu ebnen“, meinte sie weiter.

In den letzten Jahren erfolgten in dem Bereich mehrere Umstrukturierungen. Die insgesamt zwölf Mitarbeiter haben sich in drei Teams zusammengeschlossen, was zur Folge hat, „dass die Teamarbeit und der fachliche Austausch zu Gunsten der Bewohner intensiviert werden konnte“, sagte Frau Jaeschke, Leiterin des Betreuten Einzelwohnens. Im Anschluss an ihre Rede bat sie ihre Mitarbeiter nach vorne, um sie vorzustellen und ihnen für ihre engagierte Arbeit zu danken, ohne die, wie sie sagte, „die positiven Entwicklungen des Bereiches nicht möglich gewesen wären.“

Für eine festliche Atmosphäre sorgte der Fürst Donnersmarck-Chor, der durch den Vortrag von Frühlingsliedern die Redebeiträge stimmungsvoll umrahmte. Nach dem offiziellen Teil labten sich die Gäste am opulenten Buffet und nutzten die Gelegenheit zum entspannten Plausch bis in die Abendstunden.

Informationen zum Betreuten

Einzelwohnen erhalten Sie unter:

030 / 85 75 77 – 36 bei Frau Jaeschke

Helga Hofinger

Aus der Masse in die Medien

Messebericht zur ITB 2002

Zur ITB, der Internationalen Tourismus Börse, wollten auch wir es uns nicht nehmen lassen, das Angebot des HausRheinsberg – Hotel am See der Öffentlichkeit einmal mehr zu präsentieren. Im Vorfeld hatten wir aber noch ein paar Vorbereitungen zu treffen:

Zuerst erhielten wir eine Standbeteiligung auf dem Messestand „Ruppiner Land“. Der erste Messetag musste mit einer Servicekraft unseres Hauses abgesichert werden. An allen fünf Messetagen sollte Herr S. Schmidt täglich mit einer Mitarbeiterin oder einem Mitarbeiter zur ITB fahren. Wer diese Aufgabe an welchem Tag zu erfüllen hatte, legten wir während des Abteilungsleitertreffens fest. Getränke, Wasser und O-Saft waren selbst mitzunehmen. Präsentations- und Prospektmaterial stellten wir am ersten Messetag bereit. Der Aufbau selbst erfolgte problemlos, ca. zehn Minuten genühten, um unseren Stand zu errichten. ◆

ITB vom 16.03. – 20.03.2002

Am Sonnabend, dem ersten Messetag, passierten unseren Stand (am Durchgang zu den Hallen gelegen) ungefähr 25 bis 30 Besucher pro Minute. Unsere Kundenklientel sah man dabei eher selten. Am Sonntag konnten wir uns mit einem Durchschnitt von 35 bis 50 Besuchern noch einmal steigern. Dabei zeigten sich die meisten Gäste, die unseren Stand besuchten, mit unserem Hotel vertraut: „Wir waren doch im Sommer schon bei Ihnen“; „Wir kommen doch in diesem

Der Stand der Haus Rheinsberg gGmbH auf der ITB



Jahr wieder“; „Wir waren vor 14 Tagen in Ihrem Haus“, lauteten in etwa die Aussagen der Besucher. In den fünf Messetagen gab es jedoch auch einen Besucher (ein Rollstuhlfahrer), der weder die Stiftung noch das Hotel kannte.

Die beiden Fachbesuchertage, Montag und Dienstag, waren sehr mäßig besucht. Busunternehmer aus Berlin interessierten sich für Tagesausflüge nach Rheinsberg, vorausgesetzt, es gebe auch eine barrierefreie gastronomische Einrichtung.

Verschiedene Institutionen fragten nach Tagungsmöglichkeiten in unserem Hotel. Hier ließ sich wunderbar mit unserem neuen Aufsteller arbeiten: die Vorderseite lenkt die Aufmerksamkeit auf das Hotel und seine Freizeitangebote, die Rückseite präsentiert die Tagungsmöglichkeiten und das weitere Sportangebot.

Am letzten Tag der ITB wurde der Betrieb auf der Messe noch einmal sehr rege. Unsere Kundenklientel war vielfach vertreten, und der Besucherandrang war über den ganzen Tag gut verteilt. Wiederum zeigte sich, unser Haus war den Messebesuchern durchaus sehr bekannt.

Der 2. Preis des Landes Brandenburg ging an HausRheinsberg



Ein Highlight der Messe war natürlich der Empfang bei Herrn Fürniß, dem Wirtschaftsminister des Landes Brandenburg. Von 42 teilnehmenden Projekten wurden drei mit Preisen gekürt. Der zweite Platz, dotiert mit 1500 Euro, ging an Haus Rheinsberg gGmbH – Hotel am See. Die Laudatio des Ministers sowie die Begründung der Jury zu den Preisträgern fand allgemeine Anerkennung. Sehr zur Freude von Herrn Schmidt und mir erschien der Bürgermeister der Stadt Rheinsberg zur Feierstunde.



Das Radio Eins Sendestudio

Auch die Medien interessierten sich zunehmend für das Hotel am See. Antenne Brandenburg konnte ich ein Kurzinterview geben. Radio Eins, der Sender „nur für Erwachsene“, wie sich der Ableger von Radio Fritz selbst nennt, berichtete in einem Studio-Gespräch über das Haus-Rheinsberg. In der Sendung „Picknick“ talkten Alexander Dellheim, Nationalspieler im Rollstuhlbasketball, und ich über die Trainingsmöglichkeiten in Rheinsberg. Die Spieler von Alba-Berlin hatten ja vorher ihr Trainingslager in Rheinsberg durchgeführt und er war begeistert. Sogar das ZDF besuchte am Dienstag unseren Stand. Die „Mach Mit“ Redaktion drehte einen 20-Sekundenbeitrag. Sendetermin war Sonnabend, 23.03.2002 um 17:45 im ZDF.

Siegfried Schmidt

Durch Fortuna nach Bad Bevensen

Der Gewinner der Silvestertombola des Cafés blisse 14 im Gästehaus der Stiftung

Rund 120 Personen hatten an der Tombola bei der Silvesterfeier 2001/2002 im Café „blisse 14“ teilgenommen. Für den Hauptpreis wurde das Los von Harald Fischer gezogen. Er hatte damit eine Reise in das Gästehaus Bad Bevensen gewonnen.

Im März löste der Mitbegründer der AG Menschenwürdiges Wohnen im BBV seinen Preis ein. In der ersten Reise des Jahres 2002 erholte er sich vier Wochen lang in der Lüneburger Heide. „Eine Reise, die ich mir sonst nicht hätte leisten können“, bemerkte der glückliche Gewinner gegenüber der WIR, der zum ersten Mal dieses Haus der Fürst Donnersmarck-Stiftung besuchte.



Gefallen hat es ihm gut, und mit den Worten „Wenn ich wieder in Berlin bin, werde ich sicher noch einmal bei der Fürst Donnersmarck-Stiftung hereinschauen“, verabschiedete sich Harald Fischer im Raucherzimmer des Gästehauses.

Thomas Golka

Bezwungener Winter

Ikebanaausstellung in der Villa Donnersmarck vom 2.3. – 10.3.2002



Seit Wiedereröffnung der Villa Donnersmarck im Frühjahr vergangenen Jahres zieren jede Woche außergewöhnliche Ikebanagestecke die Räumlichkeiten. Die Idee der Abteilungsleiterin Bildung, Annemarie Kühnen-Hurlin, die „Macher“ dieser japanischen Blumensteckkunst speziell zu würdigen und Besucher über die Entstehung der einzelnen Gestecke zu informieren, führte zur Ausstellung „Bezwungener Winter“.

Josefine Stamm, eine ausgebildete Ikebanalehrerin, und Mitglieder des Sogetsu-Ikebanastudios Karin Schreiber in Berlin Wannsee stellten vom 2. bis 10. März in der Villa Donnersmarck unterschiedliche Kreationen vor. „Die japanische Blumensteckkunst Ikebana baut in jedem Arrangement auf drei Linien auf: Himmel, Erde und Mensch, diese können durch Zweige und Blüten symbolisiert werden“, erklärte Josefine Stamm der WIR-Redaktion.

Bei der Herstellung komplizierter Arrangements für die Ausstellungswoche nutzten zahlreiche Gäste die Gelegenheit an zwei Demonstrationstagen den Künstlerinnen zuzuschauen. Gezeigt wurden vielfältige Möglichkeiten das Prinzip „Himmel, Erde und Mensch“ unter jahreszeitlichen Aspekten zu realisieren. Die Schönheit des einzelnen Blattes oder einer Blüte wurden be-

tont und durch ungewöhnliche Pflanzen und Materialwahl modern interpretiert.

Eine Ausstellung mit Blumen verlangt viel Sorgfalt. Daher waren die Stunden vor der Eröffnung von Hektik gekennzeichnet. Das Stecken der Exponate kann erst kurzfristig vorgenommen werden, da die Blüten sonst verwelken.

Während der Ikebanawoche in der Villa Donnersmarck kamen die Künstler zweimal täglich, um alte Blüten gegen frische auszutauschen. Insgesamt 200 Besucher lockten die Blumenarrangements in die Villa Donnersmarck. Wer in dem kurzen Zeitraum die Ausstellung nicht mehr besuchen konnte, darf auf die Fortsetzung gespannt sein. Diese ist für 2003 geplant.

Ursula Hartung





Sport in der Stiftung

Die Sportgruppe der Fürst Donnersmarck-Stiftung feiert im nächsten Jahr zehnjähriges Bestehen.

Jeden Sonnabendvormittag treffen sich Menschen mit Behinderung (die meisten sind Rollstuhlfahrer) im Theatersaal der Villa Donnersmarck, um sich sportlich zu betätigen. Unter der sachkundigen Leitung von Herrn Klaus Hempel bewegen sie sich mit und ohne Assistenz in gymnastischen Übungen. Es sind Bewegungen, die im Rollstuhl ausgeführt werden können. Die Teilnehmer bilden einen Kreis und versuchen die Übungen gleichzeitig auszuführen. Als ich die Gruppe besuchte, wurden mit bunten Seidentüchern schwungvolle Bewegungen ausgeführt. Dabei wurde gescherzt und gelacht. Für mich ist es bewundernswert, mit welcher



Freude die Teilnehmer bei der Sache sind. Alle sind schwerbehindert und haben bestimmt Mühe sich zu bewegen. Sie tun es mit Freude und Begeisterung. Da Berlin eine große Stadt ist, nehmen viele Teilnehmer lange Telebusfahrten auf sich, um in dieser Gruppe dabei

zu sein. Ihren Körpern fällt dies nicht immer leicht, aber es tut ihnen gut. Es finden zwei Übungsstunden statt, jede dauert ungefähr eine Stunde und dreißig Minuten.

Herr Hempel leitet die Gruppe stets mit sehr viel Einfühlungsvermögen und Geduld. Wie richtig er das macht, beweist die Teilnehmerzahl: circa 40 Damen und Herren finden jede Woche den Weg in die Schädestraße.

Ich wünsche der Gruppe weiterhin so viel Freude wie bisher.

Marion Römermann

Schulzeit – Lernzeit?



Das Thema Schulbildung ist nach Veröffentlichung der PISA-Studie und insbesondere nach Erfurt Gegenstand von zahlreichen Diskussionen geworden. Sinn und Zweck unserer Schulbildung, enge Rahmenpläne, mangelnde Zeit oder Interesse von Pädagogen sind Schlagwörter, mit denen jeder, der mal eine Schule besucht hat, sich Experte nennt.

Experten mit ganz anderen Schulerfahrungen sind Menschen mit Behinderung. Deren Schulzeit wurde in der WIR-Redaktion, die sich aus behinderten wie nichtbehinderten Kollegen zusammensetzt, lebhaft diskutiert. Dabei tauchte die Frage nach Art der Schulbildung auf, wer z.B. eine Regelschule besuchte oder wer zu Hause unterrichtet wurde. Es zeigt sich, dass gerade behinderte Kinder mit der Tat-

sache konfrontiert sind, neben den Anstrengungen, die üblicherweise mit dem Aufwachsen verbunden sind, zusätzliche Schwierigkeiten meistern zu müssen. Ihre Schulgesehichten sind oft Geschichten von Ausgrenzung und unzureichenden Chancen, aber auch Herausforderungen. Eindrücklich erzählen unsere Autorinnen und Autoren, wie sie Schule erfahren haben, exemplarisch für viele unerzählte Geschichten.

Uns allen war es wichtig, ganz unterschiedliche Schulerfahrungen aus verschiedenen Jahrzehnten darzustellen. Es zeigt sich, dass das Grundrecht auf Schulbildung auch für behinderte Kinder eine sehr junge Errungenschaft ist.

Für behinderte Schulkinder ist es erforderlich, durch gezielte pädagogische Methoden oder besondere Einrichtungen beim Lernen unterstützt zu werden. Daher runden wir das Thema Schulbildung mit einem Exkurs in das heutige integrative Schulsystem ab.

Ursula Hartung

Schule und Behinderung

1930

Am 21. Januar 1923 wurde ich geboren. Anfang April 1929 hätte ich eingeschult werden müssen. Eine ganze Kleinigkeit stand dem im Wege, nämlich die Tatsache, dass mir im Januar des Jahres 1929 ein erheblicher Teil des Beckenringes und angrenzender Gebiete herausoperiert werden musste: Durch die anfängliche unblutige Behandlung meiner angeborenen Behinderung hatten sich Nekrosen gebildet, und das abgestorbene Gewebe musste aus dem Körper geschnitten werden. Kismet.

Da ich als behindertes Kind der Krüppelfürsorge unterlag, kümmerte man sich um mich. Eine Frau kam zu uns in die Wohnung und nahm mich in Augenschein. Ich steckte vom Bauch bis zu den Waden in Gips. Gehen konnte ich nicht, geschweige denn sitzen, nur liegen und stehen. Die „Amtliche“ hielt mich für schulfähig und meinte, meine Mutter könne mich doch zur Schule bzw. von der Schule tragen. Wie meine Eltern diesen Nonsens aus der Welt schafften, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde ich für ein Jahr zurückgestellt und erst mit sieben Jahren eingeschult, und zwar zunächst, wie es üblich war, in die Volksschule. Zwei Privilegien hatte ich: ich durfte in der zweiten großen Pause in der Klasse bleiben (das Klassenzimmer befand sich im dritten Stock), und ich war vom Turnunterricht befreit. In den Pausen gingen alle Schülerinnen sitzsam zu zweit im Kreis auf dem Schulhof herum. Immer dieselben Schritte. Natürlich mit der Freundin. Was sollte aber meine Freundin in der zweiten großen Pause machen?! Irgendwie regelte

sich dies, ich weiß nicht mehr wie, jedenfalls verlor ich diese Freundin nicht. Ähnlich verlief die spätere Zeit auf der höheren Schule.

Ärztlicherseits war es mir streng untersagt, mehr als zwei Pfund auf einmal zu tragen. Folglich begleitete mich meine Mutter zur Schule und trug meine Schulmappe sowie Pausenbrot und Obst. Natürlich holte sie mich auch ab. Spötteleien von Seiten der anderen Kinder konnten dabei nicht ausbleiben.

Während der Zeit des Nationalsozialismus war ich keinerlei Repressalien ausgesetzt, obwohl meine Behinderung erblich ist. Nicht einmal daran, dass ich keinen Sport treiben konnte, nahm man Anstoß.

Zu bemerken wäre vielleicht noch, dass ich damals – und noch Jahrzehnte danach – ohne Hilfsmittel laufen konnte. Ich hinkte lediglich, was meine Klassenkameradinnen aber nicht störte. Beim Spielen wurden für mich Schongänge eingelegt, z.B. Gehen statt Hopsen, Figurenwerfen statt -schleudern. Es war eine schöne Zeit, diese Schulzeit, die Kinderzeit. Ich lernte gern und eifrig und wurde trotz aller Propaganda vom „unwerten Leben“ voll anerkannt.

Ruth Weie

Meine Schulzeit und weitere Ausbildung

1944

Im September 1944 wurde ich eingeschult. Eingeschult in eine Dorfschule in Genschmar bei Küstrin. Meine Mutter, mein Bruder und ich waren in dieses kleine Dorf evakuiert worden. Für uns war diese Gegend sehr günstig, weil mein Vater im Lazarett in Frankfurt/Oder lag.

Das Schulhaus bestand aus einem Raum. Also war es selbstverständlich, dass dort alle Klassen unterrichtet wurden. Ich habe dort Lesen und Schreiben gelernt. Im Lesebuch (Fibel) gab es für jeden Buchstaben eine Seite. In meinem Jahrgang gab es einige Schüler, die das Tempo des Unterrichts nicht schafften. Darauf wurde keine Rücksicht genommen. Es gab höchstens eine Sonderbehandlung, die aus einer Tracht Prügel bestand. Ich war froh, dass mir das nicht passierte. Über Weihnachten führen wir zu meinen Großeltern nach Berlin. Da sich das Kriegsende abzeichnete, kehrten wir nicht nach Genschmar zurück. Wir blieben in Berlin. An Schule war nicht zu denken. Meine Mutter unterrichtete mich ein bisschen. Als Anfang 1946 die Schulen ihre Arbeit wieder aufnahmen, kam ich im Frühling 1946 in die 2. Klasse der Volksschule. Anfang 1947 begann meine Körperbehinderung. Bis zu den Weihnachtsferien konnte ich diese Schule mit viel Mühe besuchen. Dann wurde ich Rollstuhlfahrerin und ein Schulbesuch war nicht mehr möglich.

Mein Vater setzte beim Schulamt Hausunterricht für mich durch. Weil es noch keine Sonderschulen gab, wurden körperbehinderte Kinder von pensionierten Lehrern und Lehrerinnen zu Hause unterrichtet. Ich bekam neun Stunden in der Woche genehmigt. Meine erste Hauslehrerin, Fräulein Hallström, schleppte mir taschenweise Bücher ins Haus und verlängerte meine genehmigte Unterrichtszeit um ein Vielfaches. Dieser Frau verdanke ich un-

endlich viel. Ich muss noch erwähnen, dass nach jedem halben Jahr ein Herr vom Schulamt kam, der prüfte, ob ich den Lehrplan erfüllte. Ab der 6. Klasse konnte Fräulein Hallström nicht mehr kommen. Ich wurde in die Mittelstufe (damals: Technischer Zweig) versetzt. Der Unterricht wurde auf zwei Lehrer verteilt. Herr Brunß lehrte mich Deutsch, Mathematik, Französisch und Geschichte. Frau Stieglitz übernahm Englisch, Biologie und Erdkunde. Meine Unterrichtszeit wurde um zwei Stunden verlängert.

Am Ende der 10. Klasse bot man mir an, das Abitur zu machen. Nach reiflicher Überlegung mit meinen Eltern habe ich es nicht gemacht. Studieren konnte ich damals aus architektonischen Gründen nicht. Universitäten und Hochschulen für Behinderte gab es noch nicht. Meine Schulzeit endete im Jahr 1956 mit der Mittleren Reife, für die ich eine Prüfung machen musste. Auf meine Lehrstelle in einem Heim in Arolsen (Hessen) musste ich ein Jahr warten. Um diese Zeit auszufüllen, besuchte ich für ein Jahr die höhere Wirtschaftsschule in Halensee. Mein Vater hatte diese Schule ausfindig gemacht. Der Direktor legte mein Klassenzimmer ins Erdgeschoss. Ein Herr, den uns das Arbeitsamt vermittelt hatte, brachte mich zur Schule und holte mich mittags wieder ab. Dort lernte ich die Anfänge der Buchhaltung, Betriebswirtschaftslehre, kaufmännisches Rechnen, und da es nicht nur eine Verwaltungsschule war, auch die Grundkenntnisse der Handelsprache Spanisch. Am 17. Juni 1957 begann ich dann meine Lehre als Verwaltungsangestellte.

Bemerken muss ich noch, dass ich während meiner mehrmonatigen Krankenhausaufenthalte nicht nur den Unterricht der jeweiligen Krankenhäuser bekam. Mein Fräulein Hallström sowie später die anderen Lehrer besuchten mich und verbanden den Besuch mit einer Unterrichtsstunde. Im Sommer 1960 machte ich meine Prüfung zur Verwaltungsangestellten und kehrte anschließend nach Berlin zurück.

Marion Römermann



Meine Schulzeit

50er

Ach, lang ist's her! Wenn ich in den Medien höre und lese, was sich zur heutigen Zeit in den Schulen abspielt: massive Lehrer- und Schülerprobleme, oft Gebäudezerfall, weil kein Geld für Reparaturen, Drogen- und Alkoholbelastungen, Schlägereien – da möchte ich wahrlich kein Schulgänger mehr sein! Wie kommen heute eigentlich behinderte Schüler mit ihren Gesundheitsproblemen in einer „normalen“ Schule zurecht?

Wie es bei mir war? Kleinwüchsig und behindert war ich schon als Schulkind. Doch ich bin in eine normale Schule gegangen – in Schöneberg. Ich konnte mich nicht für Hausunterricht entscheiden, weil ich es nicht wollte. Mein Eltern überließen mir glücklicherweise die Entscheidung. Ich wollte Gemeinschaft haben! Das war gut so, denn ich bekam damit die Aufgabe, meine ersten Prüfungen zu bestehen. Jam-

mern und Klagen gab es zu Hause nicht. Als Behinderte musste ich lernen, mutig und freudig ins Leben zu steigen. Mein Vater sprach so. Hart, aber gut und richtig.

Nach dem Krieg setzte man in Berlin alles daran (von der Regierung bestimmt), dass die Schulbildung nicht im Argen blieb. Es wurden Schulen von Trümmern befreit und wieder nutzbar gemacht. Mit einfachen Schulhilfsmitteln wurde unterrichtet. In den Pausen gab es Kakao und Rosinenbrötchen. Mmmh, wie das schmeckte!

Meine Schulklassen waren mal in oberen Etagen, mal in unteren Räumen. Fahrstühle existierten nicht. Da ich noch laufen konnte, wenn auch nicht so gut und schnell, ging es die Treppen hinauf, mal hinunter. Es gab auch Feuersalarm-Proben. Doch ich hatte nette, hilfsbereite Mitschüler, die bei den Treppenproben halfen. Manchmal



50er

trugen sie mich zu zweit die vielen Stufen hinunter. Oft blieb ich in den Pausen im Klassenzimmer, manchmal durfte auch eine Mitschülerin bei mir bleiben. Nur die Lehrer waren nicht immer nett und hilfsbereit, auch nicht die streng Katholischen. Da gab es die, die wohl noch die „braune“ Einstellung hatten – und mich vor der ganzen Klasse in Peinlichkeiten brachten, denn ich redete nicht gerne vor anderen über meine Körperschäden. Ich wollte nicht zugeben, dass ich diese und jene Bewegungen nicht ausführen konnte. Beim Kochunterricht durfte ich nur einmal in den Topf gucken, kurz umrühren, dann musste ich am Tisch sitzen, Kartoffeln schälen und Zwiebeln schneiden. Welch eine Beleidigung! Oft besaßen die Fragen der Lehrer für mich ein Stück Ironie oder Überheblichkeit. Aber es gab auch Lehrer, für die ich schwärmte und von denen ich heimlich träumte. Der Zeichenlehrer z.B., der da meinte, ich könnte ins Grafikfach einsteigen. Er unterrichtete zufällig auch mein Wahlfach Stenographie, dass ich gerne mochte und im späteren Berufsleben gut gebrauchen konnte. Wie nett fand ich den Biologielehrer, als er mir den restlichen, heilen Tulpenstrauß schenkte, als wir die Tulpe „durchnahmen“, d.h. etwas über Tulpenpflanzen lernten. Fasziniert war ich vom Deutschlehrer (der mich allgemein

Dora Benzlath ist das Kind in der Mitte.

gut benotete, besonders bei Aufsätzen) und der als Austauschlehrer schon in Amerika war. Er kam oft in Jeans mit Gitarre, so lernten wir „Oh give me a Home“.

Es gab auch Lehrer, die da meinten, ich könnte und sollte lieber keine Schulausflüge oder Firmenbesichtigungen mitmachen, es sei zu gefährlich, ich könnte fallen oder ausrutschen. Aber daran dachte ich nicht, ich wollte! Ich hatte ja zum Glück nette, hilfsbereite Mitschüler, auch an einem schneereichen Winterausflugstag im Grunewald an der Havel. Meine Mitschüler zogen mich abwechselnd mit dem Schlitten.

Zum Schulgang wurde ich von Mitschülern, besser Schülerinnen abgeholt und wieder nach Hause begleitet. Sie wohnten in meiner Gegend. Manchmal tauschte ich mit ihnen nach der Schule bei mir zu Hause Schauspielerfotos, auch aus amerikanischen Zeitschriften (toll, wenn sie irgendwie daran kamen – Mutter hatte wohl einen amerikanischen Freund?). Na klar, gemeinsam wurden auch Schulaufgaben gemacht.

Allgemein, auf den ersten Blick war ich schüchtern, doch ich hatte wohl schon als Schülerin ein großes Wollen in mir. In der Schulzeit war ich oft im Krankenhaus (Oskar-Helene-Heim, Schweitzer Hof). Ich hatte daher immer doppelten Unter-



richt. Einmal Krankenhausschule, und dann die Schule in Schöneberg. Mir wurden die Schulaufgaben brieflich zugeschickt, die ich gelöst per Post zurückschickte. Große Freude gab es, wenn die Lehrerin mit einigen Mitschülern bei mir einen Krankenhausbesuch machte und mir viele Klassenbriefe brachte. Nach dem vielen Doppelunterricht hätte ich vielleicht Professorin werden können. Aber nein, dafür war es denn wohl doch zu wenig, denn ich bin nur eine Hobby-Schreiberin geworden, die diesen Schulzeitbericht aufs Papier bringt. Übrigens: Mathe, Raumlehre oder Algebra waren nicht meine Fächer, da bekam ich Schweißausbrüche.

Ja, viele Schulerfahrungen habe ich gemacht, die mich mit unbehinderten Mitschülern lernen ließen, sie waren auch Erfahrungen fürs Leben! Ich war nicht isoliert, sondern mittendrin! Wenn Schüler über meine Behinderung, meine Kleinheit unschöne Worte fanden, lästerten, lernte ich die Ohren zu schließen. Mit und durch die anderen, die Netten und Hilfsbereiten, lernte ich Freude zu haben.

Das war meine Schulzeit – wie war es bei Euch, bei Ihnen, die mit Behinderung in die „Normal“-Schule gingen?

Dora Benzlath

50er

Erinnerungen an meine Schulzeit

Meine Eltern und ich haben in den fünfziger Jahren in Steglitz gewohnt. Eingeschult wurde ich daher in Friedenau. Leider war diese Schule für Rollstuhlfahrer ungeeignet. Die vielen Stufen, die zur Eingangshalle führten, waren für mich ein unüberwindbares Hindernis.

Darum kam mein Klassenlehrer dreimal in der Woche zu mir nach Hause. Außer den normalen Fächern hatte ich auch Religion und Zeichenunterricht. Ich war fleißig und bekam auch gute Zeugnisse. Aber den Schulabschluss hat man mir verwehrt. Schade fand ich es, dass ich keine Klassenkameraden hatte und nie den normalen Schulalltag mitmachen konnte.

Zu dieser Zeit hat man noch nicht Behinderte mit Nichtbehinderten zusammen beschult. Heute hat sich dieses ja zum Positiven geändert.

Wolfgang Kröpsch

60er

Rotlichtbestrahlung

Meine Erfahrungen mit dem Bildungssystem im real existierenden Sozialismus

1959 begann meine Schullaufbahn im Roten Haus. Nicht-Eingeweihte konnten das Heim für behinderte Kinder nur mühsam ausfindig machen, denn es lag inmitten eines Waldgebietes fernab der Zivilisation in dem Ländchen, das man heute wieder Brandenburg nennt. Außer von Fuchs und Hase wurden die Kinder auch in unregelmäßigen Abständen von zwei Lehrern – zwei ältere Herren – besucht, die ihnen wenigstens die Grundlagen einer Schulbildung beizubringen versuchten. Als ehemaliges Förstergehöft, dann Kindererholungsheim, schließlich Kriegslazarett und nun Behindertenheim war das Rote Haus den neuen Anforderungen nur schwer gewachsen – aber solche Feststellungen waren zu der beschriebenen Zeit, an dem beschriebenen Ort müßig, man musste sich begnügen. Weil das Umland beherrscht war von Truppenübungsplätzen



der sowjetischen Besatzungsmacht, war auch das Rote Haus militärisches Geheimnis und somit auf keiner Landkarte zu finden. So war der Waldweg, der am Roten Haus vorbeiführte, zu bestimmten Zeiten von Panzern aufgewühlt, weshalb Herr Hosang – der eine der älteren Herren – an solchen Tagen weder mit seinem grünen Trabanten noch mit seinem grünen Motorrad und erst recht nicht mit seinem grünen Fahrrad den Weg benutzen konnte. An diesen Tagen fiel der Unterricht aus für die Schüler der 2. bis 8. Klasse, die von Herrn Hosang gemeinsam in der kleinen Holzbaracke unterrichtet wurden.

Die Tage, an denen die Russen-Manöver stattfanden, waren spannend und aufregend. Es war Ausnahmezustand, und wir erfuhren dadurch etwas von den „wirklich großen Angelegenheiten der Welt“, die ihren Eindruck auf mich nicht verfehlten. Befragt in diesem Abschnitt meines Lebens, was ich später einmal werden möchte, gab ich zur Antwort: „Russe!“ Herrn Jantze aber konnten keine Widrigkeiten erschüttern, da er über keinerlei Fahrzeug verfügte, sondern immer mit dem kleinen

Zug kam, der an einer entlegenen Stelle im Wald extra auf ihn wartete und ihn nach einiger Zeit an dieser Stelle wieder abholte. Deshalb konnte er die Kinder des Roten Hauses auch nur für zwei Stunden am Tag aufsuchen. Als Herr Jantze einmal wegen Krankheit das Bett hüten musste, hatte der Zug an seinem Zielbahnhof erhebliche Verspätung, weil der Lok-Führer geduldig auf den einsamen Mann im Wald gewartet hatte. Bei ihm hatten nur die Schüler der 1. Klasse Unterricht, und um das Pensum zu schaffen, zog sich die 1. Klasse auch über zwei Jahre hin.

Herr Jantze war es auch, der die größere Geduld mit uns Kindern hatte. Dasselbe ließ sich von Herrn Hosang nicht sagen. Seinetwegen konnte einmal ein Schulausflug nicht stattfinden, der in den Berliner Tierpark führen sollte und zu den großartigen Ereignissen in unserem bescheidenen Dasein gehört hätte. Herr Hosang hatte den Plan abgelehnt, mit der Bemerkung: „Nachher soll ich noch die vielen Stullenpakete tragen!“ Der Ungeduld von Herrn Hosang habe ich es auch zu verdanken, dass ich am Ende der 2. Klasse doch noch ganz gut das Dividieren begriff. Nachdem ich durch seine Unterrichtsmethode überhaupt nichts verstanden hatte, holte er kurzerhand aus dem alten Schulschrank eine alte Kinderrechenmaschine hervor und meinte dabei zu mir: „Wenn du zu dumm bist zum Rechnen, dann musst du eben spielen!“ Von da an hatte ich das richtige Instrument in der Hand, mit dem ich mir im Alleingang das Dividieren beibrachte. Weil das auch schon ungefähr das Höchste war, was ich in dieser Schule lernen konnte, beschlossen meine Eltern, mich dort rauszuholen. Wenig später wurde dann auch das Rote Haus geschlossen. Eine Abordnung des Ministeriums für Volksbildung inspizierte das Haus und suchte die Kinder heraus, die ihrer Meinung nach „schulbildungsfähig“ waren – wohin die anderen kamen, das habe ich nie erfahren.

Die 3. Klasse verbrachte ich im Krankenhaus, in der Charité, wo man mich noch

einmal erfolglos versuchte auf die Beine zu stellen. Parallel zu sehr schmerzhaften Behandlungen hatte ich dort Unterricht am Bett. Der Klinikaufenthalt endete schon zwei Monate vor dem Schuljahr, so dass ich diese Klasse halb übersprang.

Zu Beginn der 4. Klasse kam ich in ein neues Heim, wo ich viele Kinder aus dem Roten Haus wieder traf. In der Nähe meiner Heimatstadt, zwischen Potsdam und Werder, hatte man ein altes Landkrankenhaus zu einer sogenannten „Sonderschule für Körperbehinderte“ umfunktioniert. Das Gebäude war alles andere als behindertengerecht, aber es hatte eine schöne Lage am See. Ein weiterer Vorteil: ich konnte von dort aus jedes Wochenende zu meinen Eltern fahren.

Aus allen Ecken wehte ein neuer Wind. Neben vielem Angenehmen dort, z.B. einer relativen Bewegungsfreiheit (wir älteren Kinder durften zu bestimmten Zeiten das Heimgelände verlassen und ins Dorf zum Einkaufen oder sogar am See spazieren gehen), waren wir dort einer intensiven „Rotlichtbestrahlung“ ausgesetzt. Das häufigste Wort, das mir in diesen Jahren in den Ohren dröhnte, lautete „Sozialismus“. Dass der Sozialismus siegt, verstand sich von selbst. Wir sollten zu „sozialistischen Persönlichkeiten“ erzogen werden, überhaupt stand „Erziehung“ überall groß geschrieben. Dabei bekamen wir ständig zu spüren, wie wir nach einem Bild geformt werden sollten, das andere für uns vorentworfen hatten. Sich diesen Absichten zu widersetzen, gehörte zu den größten Verbrechen. Da ich allein durch meine Art zu verstehen gab, dass sie da bei mir völlig schief gewickelt waren, wenn sie sich einbildeten, ich würde mich unterwerfen, schlug mir ständig eine offizielle Feindseligkeit entgegen. Inoffiziell war es hingegen nicht so schlimm. Schließlich waren die Erzieher auch Menschen. Offiziell durften wir natürlich nicht davon reden, wie zu Hause Westfernsehen geschaut wurde, inoffiziell taten wir natürlich nichts anderes. So lernten wir von allen Künsten die Kunst der Verstellung am perfektesten.

Der Unterricht selbst war, abgesehen von der ideologischen Durchdringung sämtlicher Unterrichtsfächer, einigermaßen niveauvoll. Wir hatten einen recht guten Deutschunterricht, dem ich die Kunst zu Lesen und vor allem die Liebe am Lesen verdanke. Geschichte und Staatsbürgerkunde waren eine Katastrophe. Russisch aber war nicht schlecht. Da wir jedoch pausenlos von Lenin und dem Aufbau des Kommunismus in der UdSSR hören mussten, konnte einem die Lust an der Sprache schnell vergehen. Die Naturwissenschaften waren auch passabel, allerdings hatte ich keine Begabung dafür. Kunst- und Musikunterricht spielten eine untergeordnete Rolle.

In Musik mussten wir ständig Kampf- und Arbeiterlieder einstudieren, wodurch mir die Freude am Singen vergangen ist. Im Kunstunterricht wurden unter anderem politische Wandzeitungen gestaltet. Als ich einmal meiner Banknachbarin ein SED-Parteiabzeichen, das wir als Schablone gebrauchten, voller Verachtung hinüberwarf, bekam unser Lehrer einen Wutanfall und packte mich buchstäblich am Kragen, warf mich unsanft in meinen Rollstuhl und schob mich vor die Tür. Ich hätte ihn dafür anzeigen können, denn körperliche Gewaltanwendung war in der sozialistischen Bildung verboten. Ich tat es aber nicht. Denselben Lehrer traf ich viele Jahre später wieder, an einem Tag, als ich am allerwenigsten an ihn dachte. Es war an dem Tag, als die gesamte Potsdamer Bevölkerung wie in einer Prozession auf dem Weg zur geöffneten Glienicker Brücke war.

Am Ende der 7. Klasse wurde dieses Heim wieder einmal durch eine Anordnung des Ministeriums geschlossen, und ich stand vor der Frage, ob ich nach Birkenwerder gehe oder nach Öhrenfeld, das im Harz lag. Von Birkenwerder hatte ich nur Schlechtes gehört. Also entschloss ich mich für den Harz. Das war sehr weit weg von meinen Eltern, aber ich war inzwischen alt genug und abenteuerlustig. Es handelte sich dort wieder um eine sogenannte „Sonderschule für Körperbehinderte“, die

ihrem Namen alle Ehre machte. Das Haupthaus bestand aus einem romantischen Fachwerkhäus mit vielen Treppen und war nur für die Kinder brauchbar, die einigermaßen laufen konnten. Die anderen Kinder, die hauptsächlich auf den Rollstuhl angewiesen waren, wohnten separat in Holzbaracken, die so klangvolle Namen hatten wie „Sängerburg“ oder „Waldburg“. Für uns Bewohner waren sie aber eine Art Getto, da wir dort vollständig auf die Hilfe des knapp bemessenen Personals angewiesen waren und uns gegenseitig überhaupt nicht helfen konnten. Wir waren alle ähnlich schwer behindert. In dieser Beziehung war es uns im Heim vorher viel besser ergangen, wir hatten uns dort an eine relative Selbständigkeit gewöhnt.

Öhrenfeld besaß eine schöne Lage im Harz, aber wir hatten wenig davon, da wir mit den schlechten Rollstühlen und aufgrund vieler fehlender Möglichkeiten keine Spaziergänge bzw. -fahrten in die schöne Berglandschaft machen konnten. Nur wenn mich meine Eltern alle vier Wochen besuchten, hatte ich die Möglichkeit, den Harz kennenzulernen.

Der Unterricht war ähnlich wie im Heim zuvor. An den schulfreien Nachmittagen waren aber die Erzieher nicht ganz so besessen vom Sozialismus. Vielleicht lag es an dem anderen Menschenschlag dort, alle waren ein bisschen gemütlicher. In der Nähe von Potsdam herrschten die Preußen. Der Geschichtsunterricht in der 8. Klasse war aber vollständig beherrscht von Karl Marx und seiner großartigen Leistung. Und die Begriffe Kapital, Kapitalismus, Bourgeoisie, Proletariat und vor allem Klassenkampf flogen uns an jedem Tag nur so um die Ohren.

Zu dieser Zeit hatte ich noch die wahnwitzige Idee das Abitur zu machen. Auf einmal hieß es, ab der 9. Klasse müsse ich auf die Erweiterte Oberschule – nach Birkenwerder! Also kam ich doch auf die mir sehr verhasste Schule. Birkenwerder war in der DDR der einzige Weg zum Abitur für körperbehinderte Schüler.

Was mir dort passierte, spottet jeder Beschreibung. Unterrichtsräume und Schlafzimmer waren ein und dasselbe. Das gesamte Gebäude war für Rollstuhlfahrer eigentlich unzugänglich, denn es gab nichts anderes als Treppen. Das bedeutete, wer einmal irgendwie ins Haus gelangt war, der kam nicht wieder heraus. Die Zimmer, in denen wir wohnten, waren mit sieben bis acht Betten vollgestellt. In diesem einen Zimmer spielte sich der gesamte Tageslauf ab, und das bedeutete vor allem Schule. Die Schüler, die nicht laufen konnten, kamen, abgesehen von den Ferien, nicht aus den Zimmern. In den Lehrstunden wurde der Raum zusätzlich vollgestopft mit Tischen und Stühlen für diejenigen, die noch aus anderen Zimmern dazukamen. War der Lehrer da, stellte er als erste Handlung die Tafel von innen vor die Tür, so dass niemand mehr den Raum betreten konnte. Während des Unterrichts stieg der Lehrer selbst über Betten und Tische, wenn er mal zu einem Schüler vordringen wollte.

Den größten Schock an dieser Schule bekam ich gleich am ersten Schultag. Es war der 1. September 1968. Vor kurzem waren gerade die Warschauer-Pakt-Staaten in die CSSR einmarschiert, um dort den Versuch einen humaneren Sozialismus zu installieren mit blutiger Gewalt niederzuschlagen. Die allgemeine unterdrückte Empörung über dieses himmelschreiende Unrecht lag noch überall in der Luft, da bekamen wir Schüler eine seltsame Aufgabe vorgesetzt. Uns wurde gesagt, die Schulleitung möchte eine Schreibprobe von uns haben. Wir sollten alle einen Text, den uns die Lehrerin diktieren würde, in Druckbuchstaben schreiben und anschließend mit unserer Unterschrift versehen. An dieser sogenannten Schriftprobe wollten sie angeblich unsere Fähigkeiten, mit der Hand zu schreiben, studieren oder so ähnlich. Was da genau erklärt wurde, entzieht sich meiner Erinnerung, aber es war etwas derartig Fadenscheiniges. Dieser Text nun, den wir da diktieren bekamen, hatte zum Inhalt eine bedingungslose Loyalitätserklärung zu den jüngsten Ereignissen in Prag. Wir alle mus-

sten unser Einverständnis erklären mit der „brüderlichen Hilfe“, die die Sowjetarmee geleistet hatte. Leider habe ich heute keine Einzelheiten mehr in Erinnerung über diese ungeheuerliche Gesinnungserniedrigung, die uns abverlangt wurde. Den genauen Wortlaut weiß ich nicht mehr, nur noch, dass es ein vor Phrasen strotzender Text war, sich mir die Haare sträubten und ich mich innerlich elend fühlte, als ich diesen Unsinn schrieb. Wozu dieser Text jemals missbraucht wurde, haben wir nie erfahren. Vermutlich war es eine Gehorsamkeitskontrolle. Natürlich wusste jeder, unsere Abituraussichten würden mit diesem Exempel stehen oder fallen. Keiner von uns hat es gewagt, dagegen etwas zu sagen oder sich sogar zu weigern. Obwohl ich mir sonst nichts derartiges vorzuwerfen habe, gehört dieser Vorfall zu den Dingen, für die ich mich auch jetzt noch schäme!

Von diesem Tag an wurde mir jedenfalls klar, dass diese Schule eine unerträgliche Fessel für mich war. Wenn man schon körperlich gefesselt ist, dann ist es ganz ausgeschlossen, sich auch noch geistig fesseln zu lassen. Man kann sehr vieles im Leben entbehren – geistige Freiheit aber nicht, sonst braucht man nicht zu leben! So waren es neben den sonstigen unerträglichen Zuständen vor allem diese politischen Knebelungen, denen ich mich nicht weiter aussetzen wollte, als ich den Entschluss fasste, vom Abitur Abstand zu nehmen.

Das Wichtigste, was ich in der Schule gelernt habe, ist das Lesen. Und das Denken habe ich an den Widerständen gelernt. Mit diesen beiden Fähigkeiten ausgestattet, habe ich meine weitere Bildung lieber in meine eigenen Hände genommen und mich auf meinen weiteren Wegen des Lesens immer von meinen inneren Fragen leiten lassen und nicht davon was mir irgend jemand weismachen will.

Silvia Gordan



Drei Zwerge – drei Lesemethoden

60er

Die Zwergschule ganz besonderer Art

Manchmal wurde es in der Zwergschule sogar am Tage ganz dunkel, nämlich immer dann, wenn Filme wie „Die Stadtmaus und die Landmaus“ für die beiden Peters und den Thomas gezeigt wurden. Ja, in der Schule waren nur drei Kinder, alle in der 1. Klasse. Andere Schüler sahen wir nicht, denn wir lagen in einem Zimmer des Kinderhauses im Oskar-Helene-Heim. Die ältere Lehrerin kam von der Bisalski-Schule, „Besondere Schule für körperbehinderte Kinder am Oskar-Helene-Heim“, wie es damals hieß.

Sie lehrte uns die ersten Schritte beim Lesen und Schreiben. Jeder Junge hatte seine eigene Methode, Ganzheitsmethode mit

Schreibschrift, Ganzheitsmethode mit Druckschrift und die bis dahin normale ABC-Methode. Alle diese zum Teil experimentellen Methoden der frühen 60er Jahre wurden zeitgleich in unserem Krankenhausklassenzimmer unterrichtet. Natürlich hatten wir auch Rechnen, doch das ging gemeinsam. Zu dieser Zeit hasste ich Ferien, denn dann waren die Vormittage im Krankenhaus sehr langweilig.

In unserer Klasse war eine kleine grüne Tafel auf Rollen, auf der nur unsere Lehrerin schrieb, *wir* lagen ja fest im Bett. Über unseren Bäuchen standen kleine Pulte, um das Schreiben zu üben. Wenn Sie meine

Handschrift heute sehen, werden Sie mir zustimmen: Das ist keine gute Art, das Schreiben zu erlernen.

Übrigens, als ich nach mehreren Monaten wieder in meine reguläre Schule zurückkam, hatte ich keine Klasse zu wiederholen. Ich konnte gleich in meiner Klasse weitermachen und kannte schon sehr viele der FWU-Filme (FWU – Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht, wie sich sicher einige Menschen meiner Generation erinnern). Denn es war in unserem Klassenzimmer häufig dunkel am Vormittag.

Thomas Golka



Meine Schulzeit in den 70er Jahren

Ich bin von Geburt an spastisch gelähmt und somit auf den Rollstuhl angewiesen, kann aber kürzere Distanzen ohne den Rolli bewältigen. 1970 wurde ich eingeschult. Gewohnt habe ich damals im Kinderheim des Fürst Donnersmarck-Hauses. Die erste Zeit hat die Schule Spaß gemacht, aber ich hatte nicht so die Lust etwas zu lernen. Später besuchte ich eine Schule für Körperbehinderte. Es war eine Hauptschule, die auch Kinder ohne Behinderung besuchten. Wir hatten aber leider nicht so direkten Kontakt mit den Nichtbehinderten, wie es heute vielleicht üblich ist.

Die Klassen bestanden höchstens aus acht Schülern, da es auch einige gab, die nicht so gut mitkamen. Meine Lieblingsfächer waren Sport und Handwerken. Mein Lieblingslehrer war Herr Bungart, weil er sich immer sehr menschlich und zugänglich zeigte. Am schönsten war es für uns Schüler, wenn die Schule Feiern organisierte, denn dann hatte man Gelegenheit, die anderen mal kennenzulernen.

So war meine Schulzeit, heute würde ich gerne wieder Schüler sein!

Frank Görn

Mitarbeiter Fürst Donnersmarck-Haus

70er

„Jedes Kind ist unterschiedlich“

Zur Entstehung von Integrationsschulen

Die Forderungen nach Gleichheit der Bildungschancen in der Bundesrepublik für behinderte Kinder und Jugendliche haben ihre Wurzel in den 60er Jahren. In den 70er Jahren empfahl der Bildungsrat behinderte und von Behinderung bedrohte Kinder und Jugendliche pädagogisch zu fördern. Es gründeten sich Fachkreise, die sich mit der sozialen Akzeptanz von Minderheiten und Randgruppen einschließlich der Menschen mit Behinderungen beschäftigen. 1994 mündete der einst begonnene Prozess in der Aufnahme des Diskriminierungsverbots im bundesdeutschen Grundgesetz.

Von der „Minderheiten- und Randgruppennische“ hat sich bis heute in der bundesdeutschen Gesellschaft ein Bewusstseinswandel vollzogen. Parallel zu dieser Entwicklung wurden schulische Integrationsangebote geschaffen. In Berlin z.B. findet gemeinsamer Unterricht von Schülerinnen und Schülern mit und ohne Behinderung seit 1975 statt. Zunächst wagten einige wenige Schulen diesen Schritt im Rahmen von Schulversuchen bzw. abweichenden Organisationsformen. Im Jahr 1990 wurde das Berliner Schulgesetz dergestalt geändert, dass Schülerinnen und Schüler mit Behinderungen, d.h. mit sonderpädagogischem Förderbedarf, in den Unterrichts- und Erziehungsauftrag der allgemeinen Schule (Grund- und Oberschule) integriert waren.

Eine erneute Schulgesetzänderung im Jahr 1996 weitete den genannten Rechtsanspruch auch auf die Gruppe von Schülerinnen und Schülern mit geistiger bzw. schwerer Mehrfachbehinderung aus. Eltern haben somit das Recht ihr behindertes Kind entweder auf eine allgemeine Schule zu schicken oder auf eine Sonderschule.

Wie funktioniert Integrationsunterricht?

Integrativer Unterricht geht von einem umfassenden Bildungsverständnis aus, das Kinder und Jugendliche zu Selbstbestimmung, Mitbestimmung und Solidarität befähigen kann. Ein gemeinsamer Unterricht von Schülerinnen und Schülern mit und ohne Behinderung umfasst dabei eine große Spanne unterschiedlicher Lernmöglichkeiten. Besonderes Augenmerk gilt den unterschiedlichen Lernvoraussetzungen der Schülerinnen und Schülern, ihren Interessen, Stärken und Schwächen. Pädagogisches Ziel ist die Herstellung und Förderung gemeinsamer Lernprozesse, in denen sich die Kinder mit Themenbereichen und Unterrichtsinhalten, die über den Rahmenplan hinausgehen, beschäftigen können. Dies erfolgt in Lernangeboten, die differenzierend von den Pädagogen vorbereitet werden und, wenn thematisch möglich, auch fächerübergreifend gestaltet werden.



In Integrationsklassen ist die Kenntnis der einzelnen Lernvoraussetzungen erforderlich, um dann zu entscheiden, ob ein Schüler diese Angebote und ein gemeinsames Thema bearbeiten kann oder ob es für ihn notwendig ist, eigene Förderschwerpunkte zu bearbeiten, z.B. Grundfertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens.

Die angewandte Integration setzt sich aus ganz unterschiedlichen Förderschwerpunkten und Organisationsformen zusammen. Eine Sonderschule kann mit einer Grund- und Oberschule kooperativ zusammenarbeiten und gemeinsamen Unterricht durchführen oder es kann zu Einzelintegration in Regelklassen an Grund- und



Oberschulen kommen. Letzteres wird eher von Schülern mit Sprach-, Körper- oder Sinnesbehinderungen genutzt, die im Wesentlichen den Leistungsanforderungen der jeweiligen Schulstufe entsprechen, aber Unterstützung und einen sogenannten Nachteilsausgleich benötigen.

Was auf integrativen Grundschulen mittlerweile eine feste Instanz ist, setzt sich auf den Oberschulen verzögert fort. Im Jahr 2001 wurden ca. 25 Prozent aller Schülerinnen und Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf in allgemeinen Schulen integriert, in Grundschulen sind es um die 33 Prozent und in der Oberschule nur ca. neun Prozent. Um diese Lücke nach und nach zu schließen, starteten im Schuljahr 2000/2001 in 46 Berliner Oberschu-

len Integrationsklassen, in denen ca. 700 Schüler sonderpädagogisch gefördert worden sind. Zeitgleich fand ein landesweiter Versuch zur gemeinsamen Erziehung von Schülern mit einer geistigen oder schweren Mehrfachbehinderung statt.

Integration auf dem Prüfstand

Ein Blick ins europäische Ausland zeigt, dass Integration von behinderten Schülern in Deutschland noch eine Ausnahme bildet. Jutta Schöler, Professorin für Erziehungswissenschaften an der TU Berlin, erklärt die „italienischen Verhältnisse“: Dort wird seit 25 Jahren kein Kind mehr in eine Sonderschule eingeschult. In keinem skandinavischen Land darf ein Kind gegen den Willen seiner Eltern in eine Sonderschule überwiesen werden. Portugal und Spanien haben Integrationsquoten von über 50 Prozent. Die Integrationsquote liegt hierzulande im Schnitt bei rund fünf Prozent. „Deutschland ist im europäischen Vergleich weit abgeschlagen“, kommentiert Jutta Schöler.

Wie sich Integration entwickeln wird, bleibt abzuwarten, gerade angesichts der sich in allen Bundesländern verschlechternden Bedingungen in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen und der steigenden Anforderungen an Kindergärten und Schulen. Eltern haben noch immer mit allzu bürokratischen Auflagen zu kämpfen, möchten sie ihr behindertes Kind in einer

Integrationschule eigener Wahl anmelden. Laut der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) sehen nicht nur Pädagogen den zunehmenden Abbau der Ressourcen im gesamten Bildungssystem skeptisch, insbesondere bei den Regelschulen. Man bemängelt die unzureichende Personalsituation und fehlende Unterstützung, z.B. durch Supervisionen oder Fortbildungen für Pädagogen im Integrationsbereich.

Mit Blick auf die Ergebnisse der PISA-Studie steigt auch in der Behindertenpädagogik der Druck auf die im internationalen Vergleich festgestellten bundesdeutschen Bildungsschwächen. Mit Nachdruck fordert der VDS – Fachverband für Behindertenpädagogik – sich frühestmöglich für Fördermaßnahmen einzusetzen, die Integrationsschüler in ihren Kompetenzen stärker zu fördern zwecks Erwerbs von Schlüsselqualifikationen und spricht sich für neue methodisch-didaktische Konzepte aus.

Der pädagogische Sinn gemeinsamen Unterrichts steht nach PISA hingegen nicht in Frage: „Von gemeinsamem Unterricht profitieren nicht nur die behinderten, sondern auch die nichtbehinderten Schülerinnen und Schüler“, so Karl Hermann Haack, der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Behinderten, vor kurzem.

Ursula Hartung



Teilhabe vor Fürsorge

Bundespräsident setzte zum 1. Mai 2002 das Bundesgleichstellungsgesetz in Kraft

Am 28.2.2002, kurz vor 12:00 Uhr verabschiedete der deutsche Bundestag mit den Stimmen aller Fraktionen das Bundesgleichstellungsgesetz. Nur die PDS enthielt sich der Stimme, weil, wie ihr Redner Ilja Seifert, selbst Rollstuhlfahrer, es ausdrückte, das Gesetz zu schwach ausgestattet sei.

Von einem Paradigmenwechsel sprachen fast alle Redner an diesem Tag. „Teilhabe vor Fürsorge“, damit beschrieb Minister Riester den Tenor des Gesetzeswerkes, das er für die Regierung eingebracht hatte. Volker Beck sprach gar „von einem histo-

**Dr. Sigrid Arnade,
Netzwerk Behinderter Frauen, im Gespräch mit dem Abgeordneten Volker Beck**



rischen Tag für Menschen mit Behinderung in unserer Gesellschaft.“ Besonders die Anerkennung der deutschen Gebärdensprache als eine vollwertige Sprache wurde hervorgehoben. In den angestrebten Zielvereinbarungen sollen kompetente Akteure in der Praxis taugliche Regelungen schaffen. „Ein Instrument der lernenden Organisation“, nannte Karl Hermann Haack, Behindertenbeauftragter der Bundesregierung, das relative neue Instrument der Zielvereinbarungen, bei dem präzise Regelungen zu finden sind. Bei negativer Berichterstattung zu diesem freiwilligen Verfahren an den Bundestag können auch später noch feste Fristen für die Umsetzung von barrierefreien Lösungen in allen Bereichen eingerichtet werden.

Eine weitere Besonderheit war an diesem Tag im Bundestag zu sehen. Zwei Mitglieder des Forums behinderter Juristinnen und Juristen, Horst Frehe und Dr. Andreas Jürgens, saßen als Betroffene gemeinsam mit Karl Hermann Haack und dem Minister auf der Regierungsbank. Das Forum hatte den ersten Entwurf des Gesetzes angefertigt, das heute nach zweiter und dritter Lesung verabschiedet wurde. Mehrere Redner dankten ausdrücklich den behinderten Juristen für ihre konstruktive Vor- und Mitarbeit an diesem Gesetz.

Das Gesetz hatte viele Abstimmungsprozesse zu durchlaufen. „Acht Sozialsysteme, 14 Ministerien, eine heterogene Verbandslandschaft und dann noch die 16 Bundesländer waren einzubinden“, bemerkte Herr Haack als letzter Redner vor der Abstimmung. Nach meiner Zählung habe ich während der Sitzung übrigens auch noch 22 Stenographinnen und Stenographen im Bundestagsplenaryaal gesichtet.

Dann nahm das Gesetz auch noch die Hürde Bundesrat ohne weitere Probleme, der Bundespräsident setzte seine Unterschrift unter das Gesetz, und damit trat das Bundesgleichstellungsgesetz zum 1.5.2002 in Kraft.



Bei einem Empfang im Anschluss an die Abstimmung im Bundestag trafen sich Menschen mit Behinderung und Politiker aller Fraktionen zu einem Meinungsaustausch über die Dinge, die es in der Zukunft noch gesetzlich und in der Gesellschaft zu bewegen gilt.

Im Bundestag darf man als Besucher offiziell nicht fotografieren, aber weitere Fotos vom Empfang nach der Debatte im Reichstagsgebäude finden Sie bei „Bundestag verabschiedet Gleichstellungsgesetz“ auf unserer Website bei

[www.fdst.de/ index_aktuell.html](http://www.fdst.de/index_aktuell.html).

Thomas Golka



Politik und Betroffene im Gespräch beim anschließenden Empfang im Reichstagsgebäude

Zielvereinbarungen

Zielvereinbarungen sind – für alle, die es etwas genauer wissen wollen – zivilrechtliche Verträge, deren Inhalt von den Vertragspartnern frei verhandelt und ausgestaltet werden kann. Anerkannte Verbände und Unternehmen oder Unternehmensverbände sollen selbständig und in eigener Verantwortung vereinbaren, wie und in welchem Zeitraum Barrierefreiheit vor Ort konkret verwirklicht wird. Den unmittelbar Beteiligten bleibt es überlassen, flexible Regelungen zu treffen, die den jeweiligen Verhältnissen und Bedürfnissen angepasst sind. Behinderte Menschen können damit ihre Ziele und Vorstellungen unmittelbar einbringen und am Verhandlungstisch selbst verfolgen. Die anerkannten Verbände haben dabei einen gesetzlichen Anspruch auf die Aufnahme von Verhandlungen.

Zielvereinbarungen zur Herstellung von Barrierefreiheit können für alle gesellschaftlichen Bereiche, die für behinderte Menschen wichtig sind, getroffen werden. Der Begriff der Barrierefreiheit ist dabei umfassend zu verstehen. Barrierefrei sind alle von Menschen gestalteten Lebensbereiche, z.B. Bauten, Verkehrsmittel, Produktgestaltung, Systeme der Informationsverarbeitung und Kommunikationseinrichtungen, wenn sie für behinderte Menschen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe, zugänglich und nutzbar sind.

Eine Datenbank zu den laufenden Verhandlungen und Abschlüssen finden Sie bei www.bma.bund.de/datenbanken/zielvereinbarung/. Dort kann man nachsehen, wie weit der Verfahrensstand einer Zielvereinbarungsverhandlung zu einem Thema auch in einer Region gediehen ist.

Es ist unmöglich, zweimal in denselben Fluss zu steigen

Interview mit Wolfgang Schrödter, Geschäftsführer der Fürst Donnersmarck-Stiftung



Aus aktuellem Anlass möchten wir Ihnen, Herr Schrödter, Fragen zum Thema Veränderungen stellen. Welche Veränderungen stehen nach Ihrer Sicht in den einzelnen Bereichen an?

Ich bin in der Tat noch beeindruckt von unserer Veränderungsdiskussion, die wir vor wenigen Tagen in der Villa Donnersmarck zusammen mit Interessierten, hauptsächlich Mitglieder aus den einzelnen Gruppen, geführt haben. Das war eine muntere Diskussion, und es wurde schon sehr deutlich, wie schwierig es ist, eine gemeinsame Zielrichtung und Sichtweise zu entwickeln, wenn man in die Zukunft hinein denkt, plant und dann auch handelt.

Veränderungen betreffen uns alle und auch nicht nur punktuell, sondern kontinuierlich. Veränderung ist eine Herausforderung des Lebens, ob man nun behindert ist oder nicht. Sich mit Veränderungen auseinanderzusetzen und konstruktiv damit umzugehen, fordert uns als Menschen. Und dies stellen wir auch in unserer Organisation fest: Die Bedürfnisse der Menschen mit Behinderung, und damit auch die Inhalte unserer Arbeit für Menschen mit Behinderungen, haben sich deutlich von einem eher hilfebezogenen Ansatz zu einem Beratungsschwerpunkt verschoben. Vielleicht kann man auch sagen, es hat eine Verschiebung von der Fürsorge zur Selbstbestimmung stattgefunden, wie ich es anlässlich der Verabschiedung des neuen Gleichstellungsgesetzes gelesen habe.

Inwieweit müssen wir als Stiftung diese Veränderungen nachvollziehen und mitgestalten?

Wir wollen und müssen unsere Arbeit entsprechend entwickeln, um auch als Stiftung nicht hinter den gesellschaftlichen Entwicklungen herzulaufen, sondern ganz im Gegenteil hin und wieder auch Schrittmacher bei der Verbesserung der Situation und der Stellung von Menschen mit Behinderungen in unserer Gesellschaft zu sein. Gerade deshalb ist im Bereich unserer Offenen Arbeit, d.h. Villa Donnersmarck und Blisse, unser Angebot an Hand dieser sich entwickelnden neuen Maßstäbe zu überprüfen. Wir sind kein Freizeitheim und keine Tagesstätte. Wir wollen den Menschen Hilfestellung und Beratung in ihren persönlichen Lebenssituationen bieten. Wir wollen sie ausrüsten und selbstbewusst machen, dass sie ihr Leben leben können, ihre Belange auch in ihrem Umfeld vertreten können.

Gilt das nur in der Offenen Arbeit?

Im Bereich des Reisens haben wir uns mit der Eröffnung des HausRheinsberg schon erheblich an die neuen Herausforderungen angepasst. Auch der Umbau in Bad Bevensen sowie die Neuausrichtung des Reisebüros zielen in dieselbe Richtung. Hier kann ich sagen, sind wir up to date aufgestellt.

In unserem Bereich Rehabilitation, Wohnen, Assistenz sind sicher die Einführung des Ambulant-Betreuten Wohnens

und die Entwicklung des Betreuten Einzelwohnens die Schritte, die dem oben Gesagten ebenfalls entsprechen. Aber auch die inhaltliche Entwicklung der Arbeit in den Wohngemeinschaften und der stationären Arbeit in unserem Rehabilitationszentrum in Frohnau werden hinsichtlich Bedarf und Ausrichtung überprüft. Im Rahmen eines Projektes, das wir gerade gestartet haben, sollen Konzepte überprüft und weiterentwickelt werden. Dies sind auch keine Besonderheiten für unsere Organisation, sondern im Gegenteil ganz typisch für Organisationen. Ich denke, dass Veränderungen und Entwicklung der Stiftung Grundlagen für ihr Weiterbestehen sind. Wenn wir die Fürst Donnersmarck-Stiftung in ihrer Geschichte betrachten, können wir genau das feststellen: Innovative Ansätze und neues Denken haben hier immer Platz gehabt und maßgeblich zum Erfolg beigetragen.



Was hat die Veränderung in der Stiftung mit dem Gast/Bewohner/dem Betreuten/dem Mitarbeiter zu tun?

Nun, wenn wir unsere Programmatik und Konzeption überprüfen und entwickeln, dann wirkt sich das selbstverständlich zuerst bei den Mitarbeitern aus, weil sie sich den Herausforderungen bezüglich ihrer Qualifikation stellen müssen. Wir unternehmen zur Zeit intensive Fortbildungsanstrengungen, um unsere Ansprüche an die Mitarbeiter auch strukturell zu unterstützen. Und im nächsten Schritt wirkt sich Veränderung auch auf den Einzelnen aus, der zu uns kommt.



In der Tat gibt es hier die Schwierigkeit, dass die Zuwendung und die Fürsorge für einzelne Menschen und einzelne Gruppen eher abnimmt, weil wir alle Anstrengungen darauf richten, das neue Denken voranzubringen und auch neue Menschen über den Kreis unserer Stammgäste hinaus zu erreichen. Wir wollen auch ihnen die Möglichkeit bieten, etwas Interessantes in unseren Angeboten für sich selbst zu entdecken und zu erleben.

Natürlich heißt Veränderung in der Konsequenz auch Verabschiedung von alten Gewohnheiten, Konzepten, Denkmustern, und das fällt uns allen schwer. Dafür habe ich auch Verständnis, denn damit geht es mehr oder minder allen gleich. Aber wir bekommen auch etwas zurück: Neues Wachstum, neue Erfahrungen, vielleicht auch neue Horizonte.

Dabei ist das Neue zuerst sicher ein wenig aufregend oder auch unvertraut. Aber im Zugehen auf diese neuen Möglichkeiten liegen auch große Kräfte für die Gestaltung unseres Lebens. Das kann ich nur aus meiner eigenen Erfahrung bestätigen und ich wünsche mir, dass es unsere Gäste, Betreuten und Bewohner auch so erleben können.

„Es ist unmöglich, zweimal in denselben Fluss zu steigen“, hat Heraklit, der alte Grieche, gesagt, und wenn wir uns dieses Wort in Ruhe vor Augen halten, haben wir vielleicht schon den ersten wichtigen Schritt hin auf die Akzeptanz von Veränderung geleistet.

Interview: Thomas Golka



Die mit dem Telebus tanzen

Das war noch nie da! Ein Dienstleistungsunternehmen mit fast einer Monopolstellung in Deutschland kommt mit schwerstbehinderten Dienstleistungsempfängern und Behindertenverbänden an einen Tisch, um vom Kunden direkt zu erfahren, was es in Zukunft noch kundenfreundlicher und besser machen kann. Alle Achtung!

Da der Saal ziemlich voll war, kann man davon ausgehen, dass das Interesse an einer solchen Veranstaltung und noch mehr am Ergebnis schon relativ hoch ist.

Die Veranstaltungsleitung hielt sich nicht lange bei der Vorrede und der Einführung auf, sondern überließ den Teilnehmern das Wort. Das Spektrum der Themen war erwartungsgemäß sehr breit gefächert und zog sich von zu spät oder gar nicht kommenden Telebussen über unfreundliche Fahrer bis zu sexueller Belästigung hin. Ich hatte befürchtet, dass hier Schmutzwäsche gewaschen werden würde. Natürlich kamen noch Dinge zur Sprache, die nicht als individuelle Probleme abgetan werden konnten. Tatsachen, die alle angehen und einer Lösung harren.

Bestes Beispiel: Wie viele Tage im Voraus sollte man einen Telebus bestellen, ohne Gefahr zu laufen eine Absage zu bekommen?

Meist reichen zwei Tage, aber jährlich kommen immer mehr Rollstuhlfahrer mit Telebusberechtigung hinzu. Die entstehenden Mehraufwendungen müssen dabei durch gleichbleibende Finanzen gedeckt



Datenfunk-
ausrüstung im
Telebus

Vorschriftsgerechte
Rückhaltesysteme



werden. Meine Erfahrungen: Mindestens drei Tage vor geplanter Fahrt und schriftlich per Fax bestellen. Das Fax sollte möglichst nicht handschriftlich, sondern mit Computer gefertigt sein. Lese- oder Interpretationsfehler sind somit ausgeschlossen. Diese Variante funktioniert bei mir seit sechs Jahren einwandfrei. Soll heißen, ich bin noch nie in irgendwelche Schwierigkeiten geraten. Es sei denn, ich selbst habe einen Bock geschossen.

Allerdings heute zu entscheiden, „Ach, eigentlich könnte ich mal schnell dahin oder dorthin fahren“, das geht nicht mehr. Man muss schon sehr genau planen, was man möchte.

Sehen Sie die Sache von der positiven Seite: Nicht jeder Gesunde ist zu einer solchen Präzision seiner Tätigkeiten in der Lage.

Ein anderer Diskussionsschwerpunkt war die korrekte Sicherung der Rollstuhlfahrer im Telebus. Es gibt hierfür eine Verordnung, die unmissverständlich vier Haltegurte vorsieht. Zwei vorn und zwei hinten zur Sicherung des Rollstuhls. Zusätzlich wird noch ein Gurt für die Person vorgeschrieben.

Ein weitere brennende Frage: Warum ist die Telefonleitung ständig besetzt oder es hebt keiner ab? Dies wurde meines Erachtens nur unbefriedigend beantwortet. Der Verantwortliche vom Telebus machte dafür die total überalterte Telefonanlage verantwortlich und sprach vom beabsichtigten Einbau einer neuen.

Wer's glaubt wird selig. Mit dem Einbau jedoch sollte sich der Telebus mächtig beeilen, sonst ist die „neue“ Anlage schon veraltet, bevor sie installiert wird. Sicherer scheint mir daher der schriftliche Weg. Dazu sollte man sich das gängige Formblatt besorgen.

Es gab noch viele Fragen und scharfzüngige Diskussionen. Eines ist dabei deutlich geworden: Der Telebus hat Mut und ist bemüht, trotz katastrophaler Finanzlage mit den Kunden über eine Verbesserung seiner Leistungen zu beratschlagen.

Friedemann Knoop

Qualitätsmängel im Telebusbetrieb

Vortrag von Ronald Budach bei der LAGH-Veranstaltung im März 2002

Uns Telebusbenutzern geht es beim heutigen Treffen darum, dass wir des Öfteren Qualitätsmängel hinsichtlich des technischen Zustandes einiger Telebusse feststellen, was sich hauptsächlich auf die Innenausstattung dieser Busse und dabei speziell auf die zum Transport von Rollstühlen und Menschen im Rollstuhl notwendige Ausstattung und Ausrüstungen bezieht.

Mängel gibt es auch bezogen auf die Ausführung von Assistenzleistungen und beim Umgang mit den Rollstühlen einschließlich dem Rein- und Herausfahren der Rollstühle aus den Telebussen bzw. in die Telebusse.



Ronald Budach
beim Vortrag

Auch fehlt nach meinem Wissen eine detaillierte Vereinbarung von Standards und weiteren Anforderungskriterien beim Telebusbetrieb zu genannten Ausstattungen/Ausrüstungen und Leistungen in den Verträgen mit den Subunternehmern.

Nachstehend einige festgestellte Mängel, wobei ich vorausschicken möchte, dass diese Mängelaufführung unvollständig ist und auch nicht alle Subunternehmer und Fahrzeuge/Personal betrifft:



- Ungenügende Fahrzeugaufsicht durch den Telebusbetreiber BZA
- Die Betriebsdauer und der Zustand einiger Fahrzeuge wird der Nutzung im Fahrdienst nicht mehr gerecht
- Fehlende bzw. nicht sichtbare Anbringung der Funknummer
- Fehlende für die Fahrer ausreichend laute Freisprecheinrichtung bei den Funkgeräten und auch fehlende Freisprecheinrichtung bei privat genutzten Handys
- Verbogene und verstopfte Rasterschienen für die Rollstuhlbefestigungssysteme
- Verschlissene Gurte, lose Kopfstützen, fehlende Armlehnen an den Außensitzen
- Die ärztlich verordnete Befreiung vom Sicherheitsgurt bedeutet für andere Fahrgäste und das Fahrpersonal eine Gefahr
- In den wenigsten Fahrzeugen werden die Rollstühle mit der Fünf-Punkt-Sicherung am Fahrzeugboden gehalten, mit welcher auch der Beckengurt verbunden ist
- Zu steile, nicht immer rutschfeste Auffahrampen – Gefährlich sowohl für Fahrpersonal und Fahrgäste als auch für Gehbehinderte und E-Rollstuhlfahrer
- Die Absenkung der Fahrzeuge funktioniert oftmals nicht bzw. wird willkürlich nicht bedient
- Marode Schwenklifte mit verklemmten Sicherheitsklappen vorn und hinten, die, auch falls sie funktionieren, oft nicht angeklappt werden
- Das Fahrpersonal einschließlich Zivildienstleistende werden nicht ausreichend auf den Einsatz als Telebusfahrer/Beifahrer vorbereitet, auch eine Schulung mit in bestimmten Abständen durchzuführenden

Wiederholungseinweisungen findet nicht statt

- Zivis und auch anderes Personal haben sehr wenig praktisches Wissen und mitmenschliche Erfahrung im Umgang mit behinderten Menschen, im Einzelnen: Unprofessioneller Umgang mit dem Rollstuhl, d.h. vorwärts den Bordstein herunterfahren, Rücksichtslosigkeit mit der Lautstärke des Autoradios sowie mangelhafte Ortskunde
- Beim Umsetzen der Behinderten von Rollstuhl zu Rollstuhl fehlt oft das Wissen, wie dieser angefasst werden soll
- Beifahrer benötigen noch nicht einmal einen Erste Hilfe-Lehrgang
- Aufgrund der verschiedenen Behinderungsarten haben manche Behinderte (z.B. Spastiker) Probleme, in bestimmten Situationen (u.a. beim Rein- und Herausfahren in bzw. aus dem Telebus) ihren E-Rollstuhl richtig zu lenken. Erforderlichenfalls müsste das Fahrpersonal den Behinderten beim Lenken des Rollstuhls helfen. Für derartige Situationen müsste das Fahrpersonal entsprechend geschult werden

Probleme gibt es auch bei der Benutzung von Großraumtaxen, die im Auftrag des BZA fahren.

- Der hohe Einstieg in die Taxe ist für gehbehinderte Fahrgäste ohne Rollstuhl oft sehr beschwerlich und teilweise nur mit Hilfe einer wackligen Fußbank möglich
- Durch die Anordnung der zahlreichen Sitze ist der Stellplatz für den Rollstuhl verhältnismäßig eng bemessen, was auch bei Unfällen zu Schwierigkeiten bei der Hilfeleistung führen kann, da z.B. im Falle eines Auffahrunfalls von hinten die vor dem Rollstuhl befindliche durchgehende Sitzbank den Zugang und eine erforderliche Behandlung behindert
- Das Fahrzeugdach und entsprechend die Höhe des Innenraums ist vom Autotyp abhängig und teilweise bei großen Menschen im Rollstuhl bzw. bei hohen Rollstühlen zu niedrig; die Kopffreiheit ist demzufolge sehr gering und unzureichend

Nachgefragt

Wir wollten es zu einigen Punkten noch etwas genauer wissen und haben deshalb bei Herrn Willi Konsek, Geschäftsführer vom Fahrdienst Telebus, nachgefragt:

Warum eine neue Telefonanlage?

Die Telefonanlage aus den frühen 90er Jahren sei im Dezember 2001 in ihrem Kern kaputtgegangen. „Sie wird künstlich am Leben gehalten und zeigt gerade bei starkem Nachfrageaufkommen Probleme. Sie ist zwingend auszutauschen. Im Hinblick auf zukünftige Kommunikationsmöglichkeiten wie verbindliche Zusagen bei Verspätungen mittels SMS soll die kommende Telefonanlage neue Wege zur Information des Fahrgastes bieten. Auch von daher ist die Anschaffung einer neuen Telefonanlage notwendig.“

Wie verteilen sich die Finanzen zwischen Verwaltung und der Straße?

Auf die Fragen nach den Zahlen von 2002 erhielten wir die Antwort, der Ansatz der Zuwendungen sei noch nicht bekannt. „In 2001 betrug das Gesamtvolumen des Fahrdienstes 33,564 Mio. DM, der Zuwendungsanteil war 26,7 Mio. DM, der Rest setzte sich aus Einnahmen von Kostenträgern und durch Eigenbeteiligungen zusammen. Der Verwaltungsanteil liegt bei 3,681 Mio. DM.“ Das wären rund 11 % Verwaltungskosten.

Warum wird die vorhandene Funktechnik nicht genutzt?

„1999 war die Kommunikation mit der Straße denkbar schlecht. Die neue Bündelfunkanlage arbeitet ohne Funklöcher. Die Fahrzeuge sind erreichbar. Die angeschaffte Technik erlaubt Sprachübertragung, Datenfunk und Ortung. Das Sprachmodul wird genutzt. Die Ortung und der Datenfunk laufen z.Zt. nicht, da der Einsatz zu Beginn mehr Mittel benötigen würde.“ Außerdem seien Datenschutz- und Mitbestimmungsfragen noch nicht geklärt. „In der Theorie könnten Synergien durch den Einsatz von Datenfunk und Ortung entste-

hen. Eine genaue Kosten-Nutzen-Rechnung liegt noch nicht vor. Dennoch ist das Geld für diese Technik nicht umsonst ausgegeben, denn die Geräte sind im Einsatz. Die Zusatzfunktionen Datenfunk und Ortung werden nur z.Zt. nicht genutzt.“

Infos zu Beschwerden

Für Beschwerden zum Fahrdienst Telebus steht der Ombudsmann Günther Zieske als Ansprechpartner zur Verfügung, der in 2001 106 schriftliche Beschwerden bearbeitete, davon 43 gegen das BZA, 63 gegen Firmen und Fahrer, von letzteren waren 35 berechtigt, neun unberechtigt, 17 nicht zu klären und zwei Beschwerden führten zu Strafanzeigen.

Adresse: Ombudsmann Günther Zieske, Fahrdienst für Behinderte im Land Berlin, Ollenhauerstr. 98 a, 13403 Berlin

Kann und darf menschliches Leben patentiert werden ?

Eröffnung des Instituts Mensch Ethik und Wissenschaft (IMEW)

Am 1. März 2002 wurde im Berliner Abgeordnetenhaus das Institut Mensch Ethik und Wissenschaft im Beisein zahlreicher Vertreter der Behinderten- und Selbsthilfe sowie des öffentlichen Lebens gegründet. Zu den Aufgaben des IMEW zählt die Untersuchung der Auswirkungen der Biomedizin auf die Gesellschaft, insbesondere auf behinderte und chronisch kranke Menschen. Gemeinsam möchte man ethische Konzepte und Positionen entwickeln, die auf den grundlegenden menschlichen Fähigkeiten zu Mitgefühl und Kooperation beruhen. Durch die An-



regung und Durchführung von Untersuchungen versucht man, Ideen aus der Gesellschaft aufzunehmen, in die Wissenschaft zu transportieren und umgekehrt Diskussionen über wissenschaftliche Ergebnisse und ihre Konsequenzen anzustoßen.

Es ist nur zu naheliegend, dass Menschen mit Behinderungen als Teil unserer Gesellschaft in allen ihren Bereichen mitwirken und auch an der wissenschaftlichen Debatte teilnehmen. Die Gesellschafter des Instituts sind bundesweite Verbände wie Arbeitsgemeinschaft Spina bifida und Hydrocephalus, Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte u.v.a.

Auf der kommenden Messe Reha.Komm Berlin 2002 (12. – 14.09.) wird das Institut Mensch Ethik und Wissenschaft das Forum „Menschenwürde und Vielfalt“ gestalten, die wichtigste zentrale Veranstaltung. Teilnehmen werden Vertreter aus Politik, Wissenschaft und Medizin und natürlich die Betroffenen selbst. Dabei soll es um Inhalte und tatsächliche Möglichkeiten der prädiativen Medizin gehen, die Rolle des gesellschaftlichen Normierungsdrucks, um Heilungsversprechen der Gentechnologie, aber auch das „Recht auf Nichtwissen“.

Zur Leiterin des IMEW wurde Dr. Katrin Grüner ernannt, die sicherlich dafür sorgen wird, dass man in kommenden Jahren noch viel über die Arbeit des Instituts erfahren wird. Schließlich geht es um grundsätzliche Fragen in der weiteren Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. ◀

**Auf der kommenden
Reha.Komm 2002
(12. – 14.9.)
präsentiert sich die
Fürst Donnersmarck-
Stiftung in Halle 22 B**



**Nähere
Informationen:
INSTITUT MENSCH ETHIK
WISSENSCHAFT
Warschauer Str. 58a,
10243 Berlin
Tel. 030/
29 38 17 -70; Fax:
030/
29 38 17 - 80
e-mail:
I-M-E-W@web.de**

Unnötige Hindernisse für sehbehinderte Besucher

Die Ausstellung „Der (Im-)Perfekte Mensch“

Am 15. März 2002 wurde die Ausstellung „Der (Im-)perfekte Mensch“ im Berliner Martin-Gropius-Bau feierlich eröffnet. Die Peer Counselorin Monika Maraun, die im Vorfeld als Sachverständige für Barrierefreiheit an den Ausstellungsangeboten für Besucher mit Sehbehinderungen mitwirkte, konnte sich am Eröffnungsabend vor Ort ein Bild davon machen, wie ihre Anregungen umgesetzt worden sind. Die WIR-Redaktion hat sie dabei begleitet.

Quer durch die Ausstellungsräume führt ein taktiles Bodenleitsystem, um sehbehinderten und blinden Gästen einen möglichst barrierefreien Zugang zu den Exponaten zu ermöglichen. Durch Anregung von Frau Maraun ändert sich der Lauf dieser Leitlinien an verschiedenen Ausstellungsstücken: durch kleine „Zacken“ erfahren sehbehinderte Besucher auf diese Weise rechtzeitig, wo es interessante Informationen gibt, die für sie erfahrbar sind. Ein besonderes Audioführungssystem vermittelt blinden und sehbehinderten Besuchern Hintergrundinformationen und gibt auf plastische Weise die Atmosphäre der Ausstellungsräume, Inszenierungen und Exponate wieder. Darüber hinaus wurde das Begleitbuch zur Ausstellung mit Bilddeskriptionen auf eine CD gesprochen. Weiterhin hat jeder Ausstellungsraum eine taktile Informationstafel, die zusätzliche Orientierung bietet.

Trotz sorgfältiger Bemühungen um Barrierefreiheit für sehbehinderte Gäste stellen wir auf unserem Erkundungsgang

Monika Maraun testet das taktile Bodenleitsystem mit seinen „Hinweiszacken“



durch die Ausstellung auch bestehende Schwierigkeiten fest.

Der Bodenbelag ändert sich von Raum zu Raum, ein Tasten mit dem „Blindenstock“ ist zum Teil ein regelrechter Balanceakt. Besonders dann, wenn ein Raum mit Teppichboden ausgelegt ist, bleibt man mit dem Stock oft hängen und verliert den Kontakt zur taktilen Bodenleiste. Die taktilen Informationstafeln sind mit scharfkantiger Blindenschrift und Raumplänen versehen, das orientierende Tasten auf den Tafeln wird zu einer Herausforderung für die Finger. „Es ist etwas ärgerlich, der Zugang zu Informationen für sehbehinderte Besucher ist gut, aber wir stoßen hier auf einige unnötige Hindernisse“, war der erste Eindruck.

Andere sehbehinderte Besucher, die wir beim Rundgang trafen, bestätigten dies. Das Interesse dieser Gruppe an der Ausstellung ist jedoch ungebremst, und man ist gespannt, beim nächsten Besuch die oben genannten Audioführungssysteme zu benutzen, die beim Eröffnungsabend noch nicht zur Verfügung standen.

Ursula Hartung



„Es ist normal,
verschieden zu sein“
(Richard von Weizsäcker)

»Der (Im-)perfekte Mensch« im Martin-Gropius-Bau



Eigentlich wollte ich diese Ausstellung gar nicht besuchen. „Der (Im-)perfekte Mensch“ sollte gezeigt werden, vorgeführt mit all seinen körperlichen Schwächen. So wie ich es in vielen Kinder- und Jugendjahren selbst erleben musste. Nein, ich hatte weder Lust noch Verlangen mir diese Ausstellung anzusehen. Erinnerungen stiegen auf. Als ich aber die Einladung in der Hand hielt, hoffte ich zugleich auch auf positive Berichte. Ich nahm mir daher doch vor, die abendliche Eröffnung anzusehen. Auf die Feierlichkeit mit dem Bundespräsidenten Rau konnte ich hingegen verzichten.

Ich war vor Ort mit einer Nichtbehinderten, einer Sozialarbeiterin, verabredet. Sehr viele junge Menschen, wohl auch Sozialarbeiter/innen, Pfleger/innen oder Betreuer, vielleicht auch Medizinstudenten, nahmen an der Eröffnung teil. Ich war überrascht wieviel Interesse die Ausstellung weckte. Mit einem Glas Wein legte ich meine Besorgnis ab. Ich wollte mich diesem Thema öffnen, mit dem Elektrorollstuhl – auch ein Stück zur Lebensbewältigung. Heute würde ich nicht vorgeführt werden. Ich konnte eigenständig rollen, vorbeirollen an den Dingen, die ich ei-

gentlich nicht ansehen wollte, weil sie vielleicht zu grausam sein könnten.

Ein Kurzgespräch mit einer netten Rollstuhlfahrerin – entstanden einfach durch einen offenen Blickkontakt – brachte mich auf positive Gedanken. Sie war eigens per Auto wegen der Ausstellung von Bremen nach Berlin angereist. Bremen – ich hatte einige Jahre dort gelebt. Als Ausstellungsbesucher konnten wir nicht für längere Zeit bei einem Glas Wein plauschen. Ein weiterer Gedankenaustausch wäre sicherlich interessant geworden, denn Themen zwischen Behinderten gibt es genug. Im Rahmenprogramm trug Klaus Krenzeder, der rollende Saxophonist aus Bayern, mit seiner Musik zur Unterhaltung bei. Ich bewundere ihn immer aufrichtig. Wie er es fertig bringt, mit so viel Luft Jazztöne aus seinen Saxophon zu holen, und dies sitzend im Rollstuhl. Musik eines „imperfekten Menschen“, das tat gut!



Die Ausstellung setzt Menschen mit Behinderung ins Zentrum. 14 Ausstellungsabteilungen auf 1200 Quadratmetern Ausstellungsfläche vermitteln individuelle Körper- und Sinneserfahrungen. Gezeigt wird der soziale Umgang mit Behinderung in

Vergangenheit und Gegenwart. Vielleicht ergeben sich daraus mit den anderen – den Nichtbehinderten – Debatten, Gespräche, Diskussionen und Gedanken über Perfektion und Unvollkommenheit? Wer ist wohl vollkommen? Vielleicht geht man durch diese Ausstellung gemeinsam in die Tiefe und entdeckt Hintergründe.



„Der (Im)-perfekte Mensch“ ist eine Ausstellung, zu der das Deutsche Hygiene-Museum (Dresden) und „Aktion Mensch“ (vormals Aktion Sorgenkind) einlädt. Ach ja, die Umbenennung in „Aktion Mensch“ gefällt mir gut, denn wirklich Behinderte, die „Imperfekten“ wollen keine Sorgenkinder sein, sondern eben Menschen! – Dazu meine persönliche Lebensregel: Jeder, ob unversehrt oder imperfekt, hat das Recht mich als Mensch abzulehnen, denn auch ich lehne Menschen ab, dieses Recht nehme ich mir ebenso.

In den Hallen gefiel mir besonders der rote Leitfaden für Blinde auf dem Fußboden, er ist ein Bodenleitsystem. Bemerkenswert sind die Infoterminals mit tastbaren Plänen. Auch einen astronomischen

Erstastbare Schrift
an einem Ausstellungsobjekt



Globus gibt es, der den Weltraum ertastbar macht. Informationen mit aktuellen Behindertenthemen sind über Videofilme zu sehen, genügend Bildmaterial ist auch verfügbar. Türschwellen gibt es keine, nur beim Wechsel der Räume wird es unangenehm, besonders für Seh- oder Gehbehinderte, denn plötzliche Schrägen und Absenkungen, auch farblich nicht erkennbar, sind nicht gerade behindertenfreundlich. Hingegen bleibt die Welt nicht stumm, wenn man nicht hören kann. Gebärdensprachliche Umsetzungen von Texten und Musik zeigen Kommunikations- und Wahrnehmungsformen. Auch Führungen in Gebärdensprache sind möglich.

Unweigerlich kommt man schließlich in den bedrückenden Teil der Ausstellung: Neue und alte Hilfsmittel für Behinderte. Da sah ich z.B. ein altes Stahlkorsett. Ich dachte dabei an Frida Kahlo, die so etwas Mörderisches tragen musste. Wie muss sie durch solch ein Korsett und ihre Fußschiene gelitten haben?

In einem dunklen Bereich sind in mehreren Regalen Aktenordner aufgestellt. Ich erschrak. Aktenordner aus der braunen, der nationalistischen Zeit, in denen Behinderte, kurz gesagt Krüppel, Geistesschwache erfasst waren. Alle Erfassten hatten Bewertungen erhalten, ob sie für Partei und Politik lebenswert waren oder nicht. In einem der Ordner bin sicher ich erfasst und bewertet. Ein Schauer überkam mich! Erschreckt haben mich auch Betten, die wie Käfige für behinderte Kinder und geistig Schwache aussahen. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob nicht auch Erwachsene so in Verwahrung kamen.

Geschichtliche Bilder zeigen behinderte Menschen hinter Mauern. Im 19. Jahrhundert gegründete, grauenvolle Anstalten, ein Sinnbild für Abschiebung, Verwahrung und Entmündigung. Die Selektion und Ermordung von über 200.000 psychisch Kranken und behinderten Menschen zwischen 1940 und 1945 fand überwiegend in solchen Anstalten statt. Objekte und Dokumente zeigen, wie das nationalsozialistische





Taktile
Informationstafel

System die Idee einer „Reinigung des Volkskörpers von erblich Belasteten“ in einer Politik der Massenvernichtung umsetzte. In mir keimte der große Wunsch auf: nie mehr solche Zeiten!

Bis in die Gegenwart scheinen Rollstuhl und Macht kaum vereinbar. US-Präsident Roosevelt ließ sich daher nur selten in seinem Rollstuhl fotografieren.

Auf einer Karte fand ich passende Worte zu der Ausstellung, mit denen ich meinen Bericht beenden möchte.

Normal

*Lisa ist zu groß.
Anna ist zu klein.
Daniel ist zu dick.
Emil ist zu dünn.
Fritz ist zu verschlossen.
Flora ist zu offen.
Cornelia ist zu schön.
Erwin ist zu hässlich.
Hans ist zu dumm.
Sabine ist zu clever.
Traudel ist zu alt.
Theo ist zu jung.
Jeder ist irgendetwas zuviel.
Jeder ist irgendetwas zu wenig.
Jeder ist irgendwie nicht normal.
Ist hier jemand,
Der ganz normal ist?
Nein, hier ist niemand,
Der ganz normal ist.
Das ist normal.*



Dora Benzlath

Komische Oper – komisch

Ein kleines Etwas – 1,58 m, weiblich – geht wieder einmal in die Komische Oper, Parkett, Reihe drei, Platz neun. Schöner Platz, sogar für kleine Leute: geradeaus ziemlich große Lücke, begrenzt von je einem dunklen Ei, den Köpfen der vor ihm Sitzenden. Links neben dem einen Ei eine kleine Lücke, dann wieder ein Ei, kleine Lücke, Bühnenseitenwand.

Die Oper „Tamerlamo“ beginnt. Bei der Ouvertüre ist die Welt für das kleine Etwas noch in Ordnung. Dann beginnt es irgendwo zu singen. Das kleine Etwas mit Namen Ruth guckt sich die Augen nach den Sängern aus dem Kopf, beugt sich vor, versucht, abwechselnd um das linke und das rechte Ei vor ihm zu schießen – nichts, keine Sänger sehen. Nur auf dem Bühnenboden, und das genau in seinem Blickfeld, liegen braune Stoffhäufchen, die sich seltsam bewegen. Dann singt es von einem anderen Punkt. Plötzlich, wie von Zauberhand in das Bild geworfen, ist die Bühne von Personen belebt.

Dem kleinen Etwas Ruth dämmert es: Die Sänger, die ihren Augen verborgen waren, lagen auf der Erde. Donnerwetter, was für eine Leistung! Da müssen sich die Künstler auf den Boden legen, ihre langen, schweren Partien singen und werden von so kleinen Ignoranten, vom Gesang abgesehen, noch nicht einmal wahrgenommen.

Das kleine Etwas genoss die Oper trotz alledem und lachte fröhlich in sich hinein, wenn aus kleinen Stoffhäufchen auf dem Boden herrlicher Gesang ertönte.

Ruth Weie

Niemals aufgeben

Selbsterfahrungsbericht eines Menschen mit SHT (Schädelhirntrauma)

Am 31.08.97 erlitt ich im Alter von 42 Jahren eine cerebrale spontane Massenblutung (Hirnblutung). Seitdem habe ich eine linksseitige Hemiparese (halbseitige Lähmung). Das Laufen geht mittlerweile ganz gut; nur der linke Arm ist noch stark betroffen.

Es stellte sich für mich die Frage, wie ich mich beschäftigen sollte. Zunächst kramte ich alte Bücher hervor, die ich zuvor noch nicht gelesen hatte, weil ich keine Zeit dazu gefunden hatte. Ich hatte zuvor 20 Jahre als Taxifahrer gearbeitet und nie einen Unfall gehabt.

Die Bücher hatte ich nun schnell gelesen, daher entschloss ich mich, Pflanzen zu züchten. Ich habe in meinem Zimmer jetzt schon einen kleinen Dschungel. Allein der Anblick der Pflanzen erfreut mein Herz und gibt mir wieder neue Kraft, mit meiner Reha weiterzukommen.

Jeder, der in einer gleichen Situation ist, sollte versuchen, sich immer wieder neue Hobbys und Beschäftigungen zu suchen, die ihm Freude bereiten. Ich höre viel englischsprachige Musik. In den Texten sind oftmals kleine Weisheiten versteckt, die es gilt, zu entdecken, die einem weiterhelfen können.

Macht immer weiter, gebt niemals auf und kämpft gegen eure schwachen Momente! Es gibt immer wieder kleine Erfolge, die euch ermutigen, weiterzumachen.

Ich durchlief mehrere Stufen der Reha, von denen die letzte ein anderthalbjähriger Aufenthalt im Fürst Donnersmarck-Haus darstellte, genauer gesagt: in der Wohngruppe 10. Bevor ich mit meiner Freundin in die jetzige 4-Zimmerwohnung einziehen konnte, war es ein langer, steiniger Weg.

Zusammenfassend kann ich über meine Zeit in der Wohngruppe nur sagen, dass ich eigentlich nicht wirklich wusste, warum ich dort war.

Vier Personen möchte ich allerdings positiv erwähnen: Jana, Heike, Berni und die Gruppenhilfe Evi. Mit anderen Mitarbeitern hatte ich persönlich so meine Schwierigkeiten. Behandelt wurde ich im FDH gut, besonders von den Ergotherapeuten und den Physiotherapeuten.

In meiner jetzigen Wohnung fühle ich mich sehr wohl, nicht zuletzt, da sie in meinem alten Kiez Kreuzberg (SO36) liegt.

Volkmar Rössler

Helen Keller und Anne Sullivan

Das Leben einer taub-blinden Amerikanerin und ihrer Lehrerin

Helen Keller war eine Persönlichkeit, die weltweite Aufmerksamkeit auf sich lenkte, indem sie als blinde und gehörlose Frau ein Universitätsstudium erfolgreich absolvierte, eine bedeutende Schriftstellerin wurde, die ganze Welt bereiste und Vorträge auf Kongressen hielt, auf denen sie sich für die Interessen ihrer blinden und gehörlosen Mitmenschen einsetzte.

Geboren am 27.6.1880 in Tuscumbia, Alabama erlangte sie besonders in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Berühmtheit, durch Zeitungsveröffentlichungen und auch durch einen Film, der über sie gedreht wurde. Vor allem in Amerika wurde sie beinahe wie ein Weltwunder bestaunt.

Helen Keller hatte das große Glück mit sieben Jahren eine Lehrerin zu bekommen, die ihr ganzes Leben in den Dienst der Entwicklung und Förderung dieses schwerstbenachteiligten Kindes stellte, das ohne einen solchen bedingungslosen Einsatz keine Chance gehabt hätte, ihre Begabungen und Fähigkeiten an das Licht des Tages treten zu lassen.

Mit 19 Monaten erkrankte Helen an Gehirnhautentzündung und verlor dadurch ihr Augenlicht und ihr Gehör. In dieser schmerz- und verzweiflungsvollen Situation wandelte sich der Charakter der kleinen Helen in ihren ersten sieben Lebensjahren nahezu vollständig. Sie wurde jähzornig, ungebärdig und versetzte ihre Familie durch immer wiederkehrende Wutausbrüche in den Glauben, sie sei schwachsinnig. Eine Blindenschule in Bo-



ston, Massachusetts – das Perkins-Institut – hatte eine Frau zur Blinden- und Gehörlosen-Lehrerin ausgebildet, die selbst sehbehindert war: Anne Sullivan. Diese gerade 21jährige Frau, von Helen stets „Teacher“ genannt, zog auf die Farm der Familie Keller in Tuscumbia und verband sich dort vollständig mit dem Schicksal Helen Kellers, indem sie ihre Pflege, Erziehung und Schulausbildung übernahm und bis ans Lebensende an ihrer Seite blieb.

Die ersten Wochen im Hause der Kellers, in denen Anne Sullivan versuchte, ihrer Schülerin die nötige Aufmerksamkeit und Gehorsamkeit (damit sie überhaupt aufnahmefähig wurde) anzugewöhnen, verliefen dramatisch. Bei ihren unvermeidlichen Kämpfen mit der zornigen kleinen Helen büßte Teacher gleich ihre Vorderzähne ein. Doch nach solcherlei Anfangsspannen geschah der erstaunliche Durchbruch. Helen hatte plötzlich begriffen: jedes Ding besitzt einen Namen, und das Fingeralphabet ist der Schlüssel zu allem, was sie zu erfahren verlangte.

Teacher ließ eines Tages Helens Hand unter einen Wasserstrahl halten, während sie ihr das Wort „w-a-t-e-r“ in die andere Hand buchstabierte. – Nachdem der kleinen Helen so der Zusammenhang zwischen den Zeichen der Hand und den zu bezeichnenden Objekten aufgegangen war, hatte sie endlich das Seil gefunden, das ihr die Lehrerin hingehalten hatte und sie aus ihrem tiefen, stummen, finsternen Schacht herauf in das Licht der menschlichen Gemeinschaft ziehen würde.

Mit diesem Durchbruch war so etwas wie ein Wunder geschehen, und Helen entwickelte sich mit ihrem intelligenten Gesicht, das immer ausdrucksvoller wurde, je mehr ihr wachsendes Gedankenleben sich herausarbeitete, zu einem allerliebsten Kind. Alles, was Helen von nun an aufnahm, lernte sie durch ihre geliebte Lehrerin, die es ihr in die Hand buchstabierte. Auf der Farm ihres Vaters, in der herrlichen großen Natur und Freiheit Alabamas und in der ständigen Begleitung Teachers lernte Helen allein dadurch, dass sie lebte. Lesen z.B. lernte sie auf einem hohen Baum – einem ihrer vielen Unterrichtsplätze in freier Natur –, indem Teacher sie das Alphabet zunächst in erhabenen geprägten Buchstaben lehrte.

Anne Sullivan vollbrachte die ungeheure Leistung, aus einem unbändigen, im Zorn zerstörenden Wesen in kurzer Zeit ein strahlendes, lernbegieriges Mädchen zu machen. Sie gestaltete den Unterricht, der Helen zu einer außergewöhnlich hohen Bildung führte, künstlerisch-lebendig und phantasievoll. Sie entwickelte die höchsten Möglichkeiten ihrer Schülerin durch die Verbindung von Lebensfreude, Humor, Spiel und Bewegung mit Straffheit und Strenge.

Auf der Universität, dem Radcliffe College in Cambridge, studierte Helen Keller später Nationalökonomie, Geschichte der Philosophie, Deutsch, Französisch, Griechisch und Latein. Am meisten liebte sie Griechisch, die „Geige der menschlichen Gedanken“, wie sie es nannte.



Quellen:
Helen E. Waite:
 „Öffne mir das
 Tor zur Welt“,
 Verlag Freies
 Geistesleben

Helen Keller:
 „Teacher“,
 Verlag Freies
 Geistesleben

Anne Sullivan, die im Bewusstsein der damaligen Öffentlichkeit nur im Zusammenhang mit Helen gesehen wurde, aber als eigene Person vergleichsweise wenig Interesse auf sich zog, war eine schöne, geniale, temperamentvolle Frau von hoher Kultur, Klugheit und Bildung. Auf den vielen Reisen, die sie mit Helen Keller zusammen machte, durchstreifte und genoss sie die Schönheiten der Erde und teilte sie der Schülerin mit, die auch ihre Freundin war, so dass diese voll Freude daran teilnehmen konnte. Anne Sullivan war auch eine tollkühne Reiterin und schien in jeder Hinsicht für die „Höhen des Lebens“ geschaffen, sie hätte mit ihren Begabungen und Energien in der kulturellen Welt Großes leisten können – aber „sie lieb ihr Menschsein aus, um mich zu erschaffen“, sagte Helen von ihr. Alle Fähigkeiten, die ihr zur Verfügung standen, zwang sie in den einen engen Kanal, der zu Helens Geist führte.

Helen verfolgte die politische Entwicklung in der Welt und interessierte sich brennend für soziale Probleme. Und so kämpften beide Frauen gemeinsam für eine bessere und richtigere Ausbildung und Behandlung der Gehörlosen und Blinden und darüber hinaus für die Unglücklichen, Verfolgten und Entrechteten in aller Welt. Beide Frauen wuchsen wie zu einem Doppelwesen zusammen. Annes Finger, mit denen sie Helen ständig alle Erscheinungen buchstabierte, wurden für sie zum Tor der Welt. Das Größte an Anne Sullivans Leistung war jedoch, dass sie ihre Macht über die Freundin niemals missbrauchte. Als Heranwachsende erzog sie sie zur inneren Selbständigkeit und geistigen Unabhängigkeit. Als kurz vor ihrem Tod jemand zu ihr sagte: „Ohne Sie wird Helen nichts sein!“ entgegnete sie: „Das würde bedeuten, dass ich versagt habe.“

Anne Sullivan starb 1936. Eine Sekretärin aus Schottland, Polly Thomson, die schon zu Annes Lebzeiten beide Frauen tatkräftig unterstützt hatte, trat an die Stelle von Anne, ohne sie jemals ersetzen zu können. Mit Polly unternahm Helen Keller in den

vierziger Jahren Reisen nach Japan, wo sie sich ebenfalls für die Belange der Blinden einsetzte und sie auch vom Japanischen Kaiser empfangen wurde. Außerdem besuchte sie Schottland, Deutschland und viele andere Staaten Europas, um sich für die Blindenarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu engagieren.

In Meyers Lexikon erfährt man, dass Helen Keller am 1.6.1968 in Westport (Conn.) ihr Leben beendete.

Silvia Gordan

Behinderte Menschen und Persönliche Assistenz

Ein Blick auf das Gestern, Heute und Morgen

FORSEA? Das habe ich doch schon mal was gehört, wird sich mancher Außenstehende fragen. Für „Insider“ ist dagegen dieses bundesweite, verbandsübergreifende Forum selbstbestimmter Assistenz behinderter Menschen schon lange ein fester Begriff, ist es doch seit Jahren mit zunehmender Wirksamkeit tätig.

Jetzt veröffentlichte FORSEA unter dem Titel „20 Jahre Assistenz – Behinderte auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung“ eine Bilanz über das Erreichte. Dabei beschränkt man sich keinesfalls nur auf einen Rückblick, auch wenn der „Assistenz gestern“ ein ganzer Abschnitt gewidmet ist. In sehr persönlichen, anschaulichen Beiträgen äußern sich Betroffene zur Assistenz

und machen deutlich, worin bei diesen sehr unterschiedlichen Modellen eine echte Alternative zur herkömmlichen Betreuung besteht. Behinderte Menschen als Arbeitgeber, als AssistenznehmerInnen – dieser Weg wird in zunehmendem Maße beschritten, obwohl er angesichts der damit verbundenen Eigenverantwortung und dem Verwaltungsaufwand, der Lohnabrechnung usw. nicht problemlos ist. Mittelfristig werden es etwa 5000 bis 10.000 Menschen sein, die dieses Modell wählen.

Die Kapitel „Assistenz heute“ und „Assistenz morgen“ bringen uns beispielhaft nahe, wie sehr hier noch große Herausforderungen für die Politik und für weitere gesetzliche Regelungen bestehen, aber auch,

dass Selbstbestimmtes Leben nicht allein auf den Faktor Kosten reduziert werden darf. Die Zeichnungen von Thomas Pläßmann, Essen, treffen zusätzlich „den Nagel auf den Kopf“: das Titelbild beispielsweise zeigt einen Rollstuhlfahrer, der festgefahrene Eisenbahnschienen verlässt und triumphierend seine eigene Spur zieht.

Es sind behinderte Menschen, die hier neue Wege gehen. Manchen von ihnen sind Sie, liebe Leser, sicherlich schon einmal persönlich begegnet.

Dr. Rudolf Turber



**INFOFORUM FORSEA,
Dezember 2001
„20 Jahre
Arbeitsassistenz –
Behinderte auf dem Wege
zu mehr
Selbstbestimmung!“**

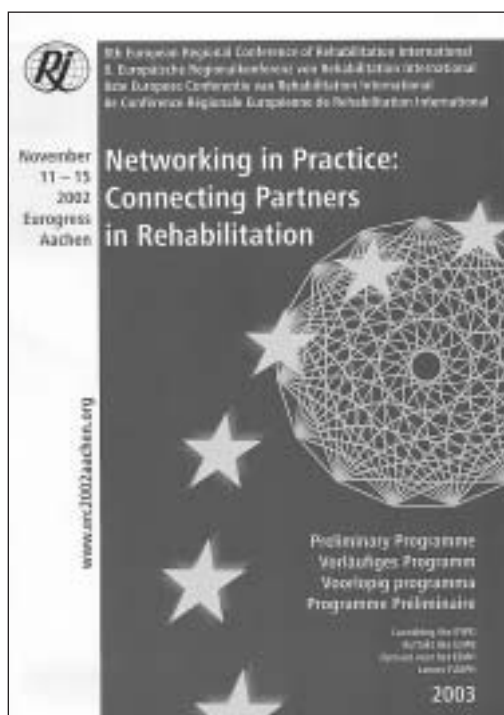
**URL:
www.forsea.de**

Kongress: Vernetzt arbeiten in der Praxis

ERC-RI Aachen 2002

Auftakt des EJMB 2003

11.– 15. November 2002



Zwischen dem 11. und dem 15. November 2002 findet im Eurogress Aachen die 8. Europäische Regionalkonferenz von Rehabilitation International (ERC-RI) statt. Sie steht unter dem Thema „Vernetzt arbeiten in der Praxis: Partner verbinden in der Rehabilitation“.

Dieser Kongress – unterstützt von der Europäischen Union und den beteiligten Ländern Deutschland, Holland, Belgien und Luxemburg – zielt auf die Vernetzung aller an Rehabilitation Beteiligter. „Ausgangspunkt soll dabei vorrangig die Position von Menschen mit Behinderungen sein“, wie es im Vorwort des Programmheftes heißt. Gute Beispiele sollen zum

8. EUROPÄISCHE REGIONALKONFERENZ VON REHABILITATION INTERNATIONAL

Nachahmen anregen, gegenseitiges Vorstellen von Konzepten wird neue Horizonte eröffnen, in Aachen werden sich Menschen mit Behinderungen, Politiker, Dienstleister, Behörden und Wissenschaftler begegnen. „Kostenfaktor oder Gewinn? – Behinderte Menschen in Wirtschaft und Gesellschaft“, „Wie sozial ist Europa?“, „Vernetzung von Ideen – Ideentransfer über Grenzen und Institutionen“, „Behindertenrechte sind Bürgerrechte“, das sind einige der Themen, zu denen sich die Teilnehmer aus ganz Europa austauschen werden.

Der 14. November ist ganz dem Auftakt für das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen (EJMB) 2003 gewidmet – und zugleich Nationaler Informationstag für Europäische Behindertenpolitik für die Niederlande, Deutschland, Luxemburg und Belgien. Eine hervorragende Möglichkeit, sich mit Teilnehmern aus verschiedenen Ländern auf dieses Europäische Jahr gemeinsam vorzubereiten.

Diese Konferenz reiht sich ein in die Europäischen Regionalkonferenzen von Rehabilitation International (RI) und wird organisiert durch die Deutsche Vereinigung für die Rehabilitation Behinderter, den Niederländischen Chronisch zieken – en Gehandicaptenraad, den Deutschen Behindertenrat und die Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation in enger Zusammenarbeit mit luxemburgischen und belgischen Organisationen sowie weiteren Partnern, u.a. der Fürst Donnersmarck-Stiftung.

Das komplette vorläufige Programm als pdf-Datei können Sie unter den folgende Adressen bestellen oder bei www.fdst.de/index_aktuell.html herunterladen.

Konferenz Sekretariat:
Deutsche Vereinigung für
die Rehabilitation Behinderter (DVfR)
Friedrich-Ebert-Anlage 9
D-69117 Heidelberg
Tel.: +49/(0) 62 21/2 54 85
Fax: +49/(0) 62 21/16 60 09
E-Mail: info@dvfr.de



Sommerfest in der Villa Donnersmarck

Freitag, 23. August 2002

Kulinarische Raffinessen, Getränke, Musik und gute Unterhaltung für Sie und Ihre Familien in den Räumen der Villa und im großen Garten.

Fortbildung Sexualität und Behinderung

Sexualpädagogische Fortbildung für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in Wohneinrichtungen für behinderte Menschen.

Donnerstag, 20. Juni, Freitag, 21. Juni, Samstag, 22. Juni 2002, jeweils von 10:00 – 16:30 Uhr

Kosten: 66,- Euro

Ort: Villa Donnersmarck, Balkonzimmer

Textverarbeitung mit WORD für WINDOWS

Einführungskurs für Frauen

Dienstag, 4. Juni 2002, 6.6./11.6./13.6./18.6.,

jeweils 9:30 – 12:45 Uhr, inklusive Pause

Kosten: 51,- Euro

Ort: Villa Donnersmarck, PC-Raum

China – Diavortrag

Von Peking über Xian, der Yangtsefluss und seine Schluchten, von Guilin bis Hongkong.

Eine außergewöhnliche Reise quer durch China, ein Erlebnisbericht von körperbehinderten und nichtbehinderten Reisenden.

Mittwoch, 12. Juni 2002, 16:00 – 18:00 Uhr

Eintritt: 3,- Euro

Ort: Villa Donnersmarck, Saal II

Sommerkonzert „Lachend kommt der Sommer“

Die Lichterfelder Kammermusiker und der Chor der Fürst Donnersmarck-Stiftung unter der Leitung von Bernhard Jahn laden Sie herzlich zu sommerlichen Klängen bei hoffentlich sommerlichen Temperaturen ein.

Montag, 1. Juli 2002, 17:00 Uhr

Eintritt 3,- Euro

Ort: Villa Donnersmarck, Saal I

Mittwoch, 12. Juni 2002,

16:00 – 18:00 Uhr

Eintritt: 3,- Euro

Ort: Villa Donnersmarck, Saal II

Die Feldenkrais-Methode

Für Angehörige von behinderten Menschen

Mit einfachen Übungen, abgestimmt auf die Teilnehmer, ermöglicht diese Einführung Praxis und Wirkungsweise der Feldenkrais-Methode an sich selbst zu erfahren. Ab Herbst 2002 können diese ersten Erfahrungen dann in einem wöchentlich stattfindenden Kurs fortgesetzt werden.

Samstag, 1. Juni, 14:00 – 17:00 Uhr;

Sonntag, 2. Juni, 10:00 – 13:00 Uhr

Kosten: 20,- Euro

Ort: blisse 14, blisse-Eck,

Eingang Wilhelmsau

Blissestraße 12,

10713 Berlin-Wilmersdorf

Für Anmeldungen und weitere Informationen stehen wir Ihnen unter Tel: 030 847 187 0 oder unter www.fdst.de zur Verfügung.

Behindertentag in Reinickendorf

Auch in diesem Jahr kommt Reinickendorfs Bezirksbürgermeisterin Frau Marlies Wanjura dem Wunsch der Behindertengruppen und Verbände nach, einen Behindertentag zu veranstalten.

Termin: 15. Juni 2002, Alt-Tegel, 10.00 bis 16.00 Uhr

Markt der Möglichkeiten

Traditionsgemäß findet auch in diesem Jahr auf dem Rathausvorplatz Wedding der „Markt der sozialen Möglichkeiten“ statt. Einrichtungen des Bezirks Mitte, Verbände der freien Wohlfahrtspflege, Vereine, Institutionen und Selbsthilfegruppen wollen neben Vertretern aus Handel und Wirtschaft für ein gewohnt vielfältiges und sehr abwechslungsreiches Angebot sorgen.

Termin: 19.07.2002, Rathausvorplatz Wedding, Müllerstraße 146/147, 13353 Berlin, 11.00 bis 16.00 Uhr

Israel in Ägypten – Musical

Der Spatzen- und der Lerchenchor der Frohnauer Singschule führen unter Leitung von Kreiskantor Dr. Andreas Sieling das Kindermusical „Israel in Ägypten“ von Thomas Riegler auf. Grundlage des Stücks ist der biblische Bericht von der Befreiung der Israeliten aus der ägyptischen Sklaverei durch Mose (2. Mose, Kapitel 1 bis 15). Die Geschichte verdeutlicht aktuell und eindringlich, dass Menschen anderen Glaubens, anderer Hautfarbe oder mit Behinderung niemals unterdrückt werden dürfen.

Termin: Mittwoch, 26. Juni, 17.00 Uhr

**Ort: Fürst Donnersmarck-Haus, Wildkanzelweg 28, 3465 Berlin-Frohnau
Länge ca. 65 Minuten, Eintritt frei.**

Anzeige Sommerfest

Was finde ich wo in meinem Stadtbezirk?

Liebe Leserinnen und Leser, hier nun der nächste Teil unseres praktischen Leitfadens für die alltägliche Bewältigung des „Behördenschungels“. In diesem Heft finden Sie weitere Adressen und Ansprechpartner der relevanten Abteilungen der Bezirksämter.

Bezirksämter	Marzahn-Hellersdorf	Mitte (Wedding, Tiergarten, Mitte)	Neukölln
Bürgermeister/in	Herr Dr. Uwe Klett Abt. Haushalt u. Verwaltung Alice-Salomon-Platz 3 12627 Berlin Tel.: 90293-2001 Fax 90293-2005	Herr Joachim Zeller Rathaus Mathilde-Jakob-Platz 1 10551 Berlin Tel.: 3905 2200 Fax 3905 2101	
Rathaus	Premnitzer Str. 13 12681 Berlin Tel.: 90293-0	Mathilde-Jakob-Platz 1 10551 Berlin Tel.: 3905 2200	Karl-Marx-Str. 83 12040 Berlin-Neukölln Tel.: 6809-2240
Behindertenbeauftragter	Herr Uwe Hoppe Rathaus 12592 Berlin Tel.: 90293-2044 Fax: 90293-3800	Frau Knuth Rathaus Müllerstr. 146/147 13353 Berlin-Wedding Tel.: 4575-3129	Frau Smaldino Gutschmidtstr. 27 Berlin-Neukölln Tel.: 6809-0
Bürgeramt	Hellersdorf Bürgeramt Helle Mitte Alice-Salomon-Platz 3 12627 Berlin Tel.: 90 29 32 530 Hellersdorf Bürgeramt Mahlsdorf Hönower Str. 91/Wodanstr. 125 12623 Berlin Tel.: 90 29 32 500 Hellersdorf Bürgeramt Biesdorf-Süd Alt-Bisdorf 33 12683 Berlin Tel.: 5474 46466 Marzahn Bürgeramt am Springpfuhl Helene-Weigel-Platz 8 12681 Berlin Tel.: 90 29 41 409 Marzahn Bürgeramt Marzahn Nord Havemannstr. 17 12689 Berlin Tel.: 93 69 24-0	Wedding Rathaus Müllerstr. 146/147 13353 Berlin-Wedding Tel.: 4575-7676 Tiergarten Rathaus Mathilde-Jakob-Platz 1 10551 Berlin-Tiergarten Tel.: 3905-2110 Mitte Rathaus Karl-Marx-Allee 31 10178 Berlin-Mitte Tel.: 2470-3412	Neukölln Bürgeramt I Donaustr. 29 12040 Berlin-Neukölln Tel.: 6809-3330 Neukölln Bürgeramt II Blaschkoallee 32 12359 Berlin-Neukölln Tel.: 6809-1370



Sozialamt	Marzahn u. Hellersdorf Premnitzer Str. 13 12681 Berlin Tel.: 90 29 42 756 Fax: 90294 2308		Neukölln Rathaus Karl-Marx-Str. 83 12040 Berlin-Neukölln Tel.: 6809-2240 Fax 6809-3745
Beratungsstelle für Behinderte	Hellersdorf Etikar-André-Str. 8 12619 Berlin-Hellersdorf Tel.: 9920-3699 Marzahn Premnitzer Str. 11 12681 Berlin-Marzahn Tel.: 5407-2110	Mitte Luisenstr. 45 10117 Berlin-Mitte Tel.: 2470-2909 Tiergarten Turmstr. 22 10559 Berlin-Tiergarten Tel.: 3905-3225 Wedding Reinickendorfer Str. 60b 13347 Berlin-Wedding Tel.: 4575-5181	Neukölln Gutschmidtstr. 27 Berlin-Neukölln Tel.: 6809-1216 Neukölln Falkstr. 27 Berlin-Neukölln Tel.: 6809-2077
Sozialpsychiatrischer Dienst	Hellersdorf Etikar-André-Str. 8 12619 Berlin-Hellersdorf Tel.: 9920-3750 Marzahn Premnitzer Str. 11 12681 Berlin-Marzahn Tel.: 5407-2360	Mitte Karl-Marx-Allee 31 10178 Berlin-Mitte Tel.: Tiergarten Turmstr. 22 10559 Berlin-Tiergarten Tel.: 3905-3268 Wedding Reinickendorfer Str. 60b 13347 Berlin-Wedding 4575-5212	Neukölln Neckarstr. 7 12040 Berlin-Neukölln Tel.: 6809-2786
Sozialpsychiatrischer Notdienst	s. Sozialpsychiatrischer Dienst und Berliner Krisendienst	s. Sozialpsychiatrischer Dienst und Berliner Krisendienst	s. Sozialpsychiatrischer Dienst und Berliner Krisendienst
Berliner Krisendienst	Marzahn u. Hellersdorf Irenenstr. 21a 10318 Berlin-Lichtenberg	Wedding, Mitte u. Tiergarten Turmstr. 21 10559 Berlin-Tiergarten Tel.: 390 63-110	Neukölln Karl-Marx-Str. 23 12043 Berlin-Neukölln Tel.: 689 77 00
Koordinierungsstelle für Rehabilitation älterer Menschen	(Albatros e.V.) Mehrower Allee 50 12687 Berlin Tel.: 514 30 93		Werbellinstr. 42 Berlin-Neukölln Tel.: 689 77 00
Gesamtbrochure	ja	nein	nein

Musik als Lebensinhalt

Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande an Bernhard Jahn, Leiter des Chores der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Im Februar 2002 ehrte die Fürst Donnersmarck-Stiftung den Chorleiter Bernhard Jahn mit einer internen Feier in der Villa Donnersmarck. Anlass dieser Ehrung war die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande, die bereits im Oktober vergangenen Jahres stattgefunden hatte.

Vorgeschlagen für die Auszeichnung hatte ihn ein Mitglied des Chores der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Vor ca. 500 Gästen überreichte die Kulturstaatssekretärin Frau Alice Ströver am 19. Oktober 2001 Herrn Jahn das Bundesverdienstkreuz am Bande. In der Begründung für die Auszeichnung hieß es u.a., es sei Herrn Jahn zu verdanken, dass seine Chöre mit Chören aus dem Ausland in Kontakt stehen (mit den Kinder- und Jugendchören hatte er zahlreiche Auslandsauftritte). Durch die gemeinsamen Konzerte hat Herr Jahn nicht nur zum Verständnis für andere Kulturen beigetragen, sondern auch Toleranz gefördert. Mit dem Chor der Fürst Donnersmarck-Stiftung, in dem vorwiegend behinderte Menschen singen, hat Herr Jahn durch seine pädagogisch einfühlsame Art beeindruckende Konzerte erarbeitet und sehr viel für die Integration zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen getan: „Durch sein ehrenamtliches Engagement für die Laienchöre in Berlin und seine Fähigkeit, Menschen zu integrieren, hat sich Bernhard Jahn große Verdienste erworben.“

In seiner Rede anlässlich der Verleihung erläuterte Herr Jahn unter anderem die Beziehung zu seinem Chor der Fürst Don-



nersmarck-Stiftung: „Besonders der Chor der Fürst Donnersmarck-Stiftung hat mir viel gegeben. Vieles, was für jeden anderen Chorsänger normal ist, wie Atemtechnik und Sitzhaltung beim Singen, ist bei Euch so

nicht möglich. Und doch habt gerade Ihr mir Kraft gegeben in den Widrigkeiten und Tiefs meines Lebens, Ihr habt trotz oder gerade wegen Eurer Behinderung eine Lebensbejahung ausgedrückt, die mir sehr schnell – wie durch einen Spiegel – meine eigene harmlose Situation zeigte. Und wie gerade Ihr beim Singen zeigtet, warum Musik Balsam für die Seele ist und alle Menschen einschließt und erreicht, egal welcher Sprache und Nationalität. – Ich denke da an den Einsatz und die Liebe, die Ihr dem „Chor Wolfskinder“ aus Litauen entgegengebracht habt. „Wolfskinder“ sind ehemalige deutsche Kinder, die in den Kriegswirren der letzten Tage von Königsberg plötzlich ohne Eltern waren, im Wald lebten und unter Aufgabe ihrer Identität von Litauern aufgezogen und Litauer wurden. Durch Euren, auch finanziellen Einsatz (Ihr habt den Flug bezahlt) konnten sie nach Berlin kommen.(...)

Bei Euch habe ich am tiefsten empfunden, warum die Musik zu meinem Lebensinhalt wurde, weil Musik die Kunstform ist, in der man der Harmonie am nächsten kommt.“

*Annemarie Kühnen-Hurlin,
Ursula Hartung*

Wanted ★ Gesucht



Zeichentalente und kreative Köpfe

Unsere Texte wünschen sich sympathische Gesellschaft. Zur Illustration und zur Unterstützung ihrer humorvollen Seite sucht die WIR-Zeitung ein phantasievoll gemaltes oder gezeichnetes Maskottchen.

In einer comicartigen Erzählung soll die Figur ihren eigenen Charakter zeigen und die Themen der Ausgabe bildhaft begleiten.

Werden Sie erfinderisch und bringen Sie Ihre Entwürfe zu Papier. Schicken Sie Ihre Vorschläge bis zum **30. August** an die WIR-Redaktion.

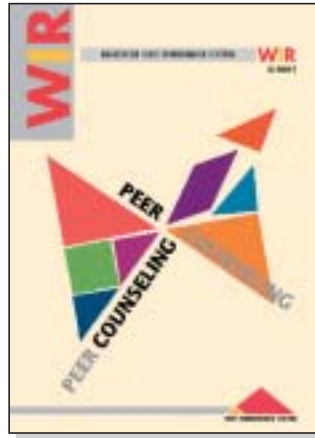
Als Dankeschön wartet auf die schönste Einsendung als **Gewinn** ein Wochenende für eine Person im barrierefreien 4-Sterne-Hotel HausRheinsberg inklusive Bahnfahrt ab Berlin-Charlottenburg.

★ **Ran an den Bleistift, WIR sind gespannt auf Ihre Ideen!** ★



Aus dem Inhalt:

- Das Hotel am See eröffnet
- Thema Assistenz
- Was ist Hippotherapie?
- Pflege durch Familienangehörige
- Das Duell der Giganten
- Alt werden wollen viele, alt sein will niemand
- Gestatten Blümchen
- Star Trek Voyager übernahm Bonn
- Von der Krüppelfürsorge zum selbstbestimmten Leben



Aus dem Inhalt:

- Peer Counseling – Behinderte beraten Behinderte
- Nicht die Defizite, sondern unsere Fähigkeiten
- Bye, bye, Herr Richter
- 10 Jahre Wildkräuter
- Die tollkühnen Männer in ihren rollenden Kisten
- „behindert“ als Spott- und Schimpfbegriff
- Wiener Schnauze und Berliner Schmääh
- „Da bekomme ich immer eine Gänsehaut“ – Musiktherapie



Aus dem Inhalt:

- Ambulante Pflege – gestern und heute
- Die Rumänen kommen – junge Partner in Europa
- Hintergründe zum Metzler-Bogen
- 75 Sack Kohle für die BVG
- Fürstliches Haus in neuem Outfit
- Bewundernswerte Frida Kahlo
- Zauber der Musik – eine Reise nach Salvador de Bahia
- Wo etwas aus den Händen fällt, bleibt es liegen.

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint quartalsweise und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.



Name

Straße

PLZ

Ort

- Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten
- Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

12167 Berlin (Steglitz)

- Ich brauche (Exemplar(e))
- der aktuellen Ausgabe
 - der Ausgabe 1/2002
 - der Ausgabe 3/2001
 - der Ausgabe ...

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

Ev. Rehabilitationszentrum
Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

**Betreutes Wohnen /
Wohn- und Betreuungsgemeinschaften**

Babelsberger Str. 61, 10715 Berlin
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13
14165 Berlin (Zehlendorf)
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Gruppenräume:
Blissestr. 12/Ecke Wilhelmsaue
Tel: 0 30 / 8 21 10 91/92

Café blisse 14

Blissestr. 14
10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 20 79

Wohnanlage für Behinderte

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Tel: 0 58 21 / 9 59-0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Albrechtsr. 60B, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de